

Daniel Buess

Kurztexte 2003 - 2010

## Ein Problem

Ich befand mich in meinen besten Jahren, war voll im Schuss, die Arbeit und alles ging mir leicht von der Hand. Zu klagen hatte ich nicht. Doch gab es ein Problem, das mich plagte. Es war so lächerlich, dieses Problem, und zugleich so aussichtslos, dass ich häufig lachen musste. Ein energiegeland patziges Lachen war das. Wenn ich lachend ein öffentliches Gebäude betrat, komplimentierte man mich lachend hinaus. Lachen ist ansteckend, das weiss man ja; es springt von Zwerchfell zu Zwerchfell, und im Nu schüttelt es einen durch. Jeder, der mich lachen sah, lachte automatisch mit, wurde dann aber doch stutzig: mein Lachen war anders. Ich lachte an meinem Mund vorbei, es war eigentlich kein Lachen, es war eher ein läppisches und unkontrolliertes Auspressen von Luft. Und vor allem war es nicht lustig. Es war ein Problem. Ein Problem, so aussichtslos, dass ich häufig lachen musste.

## Der mutmasslich richtige Weg

Der Himmel ist grau. Wässrige, fladenförmige Schneeflocken, die nirgends haften bleiben, durcheilen die Luft. Reutler hustet. Wir stapfen vorwärts, der Weg läuft schnurgerade auf den Bahndamm zu, knickt ab und folgt den Schienen bis zu einem signalisierten Übergang. Hier bleibt Reutler stehen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Trassees liegt eine volle Ladung Kuhdreck. Reutler macht mich darauf aufmerksam. Wir überqueren das Trassee, umgehen den Kuhdreck, auf den mich Reutler abermals aufmerksam macht, und kommen auf einen Gehweg, der in ein kleines, von schlammigen Ackerparzellen umgebenes Dorf führt. Reutler steuert eine Beiz an. Er versucht es im Weissen Mutz. Aber dort ist geschlossen. Auch der Graue Lutz ist geschlossen. Anschliessend versuchen wir es noch im Blauen Stutz, der einzigen Beiz am Dorfplatz, aber der Blaue Stutz ist überfüllt, und Reutler will nicht in eine Beiz hineinsitzen, die überfüllt ist. Was machen wir jetzt? fragt er. Wir gehen in Richtung Bahnhof, kehren also um, umgehen abermals den Kuhdreck - auf den mich Reutler nun schon zum dritten Mal aufmerksam macht - und queren nochmals die Bahnlinie. Es regnet jetzt stark, dazu weht ein Wind, der uns eiskalt in die Knochen fährt. Eine löcherige Strasse, wohl nur für Land- und Baumaschinen gemacht, führt durch ein Neubauquartier, führt weiter an geknickten oder krummen, mit Drahtseilen umwickelten Bäumchen vorüber und bringt uns schliesslich auf eine Viehweide hinaus. Wir schwingen uns über ein Kuhgatter. Bei einem weiteren Kuhgatter machen wir uns die Mühe, es zu entriegeln und wieder zu verriegeln. Über eine flache Riedlandschaft blicken wir hinüber ins Nachbardorf. Bei der Aluminiumfabrik Dähning AG kreuzen wir die Hauptstrasse und lenken unsere Schritte den Häusern zu. Wir platschen in einem Dreck, der stark verflüssigt aus Misthaufen rinnt. Reutler hält sich die Nase zu. Ich rufe: Vorsicht! Die flatternd aufgeplusterte Pelerine eines Velofahrers verpasst uns eine Ohrfeige. Reutler flucht dem Raser hinterher. Hueregopferdamminonemol! Die Aussicht auf eine warme Suppe stellt seine gute Stimmung schnell wieder her. Zum Glück sind wir Kosmopoliten, sagt Reutler, die Welt ist uns geläufig. Überall, wo wir hinkommen, sind wir zu Hause. Kommen wir in ein Dorf, finden wir dort gewiss auch bald schon eine Beiz, und in dieser Beiz sind wir dann zu Hause. Das Restaurant Kreuz ist dann allerdings geschlossen, was uns keine andere Wahl lässt, als weiterzugehen. Wir versuchen es im Kornkeller, aber der Kornkeller wird gerade umgebaut. Die Handwerker schicken uns ins Lindli, aber das Lindli öffnet erst in einer Stunde. Am besten gehen wir ins andere Dorf zurück, schlägt Reutler vor. Vielleicht hat sich die überfüllte Beiz inzwischen geleert.... Also kehren wir um. Aber irgendwie verfehlen wir die richtige Abzweigung, der Regen trübt uns die Sicht, und bald schon gehen wir auf der westlichen Talseite eine Wiesenmulde hinauf, die sich mit

ihren Weiden und Gehöften zum Berggrat hinaufschwingt. Dort setzen wir den Fussmarsch fast ebenhin fort und treten kurze Zeit später auf eine von rechts heraufkommende Strasse. Ihr folgen wir weiter bergan. Wir zweigen in einen Waldweg ab, dem wir entlanggehen, ohne einen der vielen dubios im Unterholz verschwundenen Pfade zu benützen, die sich als Abkürzungen ausgeben. Bald weist eine gelbe Tafel seitwärts zur Geländekante oberhalb eines Dorfs, das uns irgendwie bekannt vorkommt, obwohl aus dieser Entfernung fast jedes Dorf gleich aussieht. Wir gehen weiter, immer weiter in die mutmasslich richtige Richtung. Der Weg ist schmal und bis zum Gipfel des Waldbergs meist steinig und wurzelig. Bei einer Sitzbank haben wir einen trüb verschleierte Tiefblick auf ein Neubauquartier. Der Regen klatscht uns schwer auf die Köpfe. Wir stehen an der Kante einer Fluh. Reutler lehnt sich über das Geländer. Wenn das Feld drei Kilometer nördlich von hier bebaut sein sollte, überlegt er, müssen wir links oder rechts davon ausweichen und den Waldweg anpeilen... Ich sage, das sei zu umständlich. Ich schlage eine andere Route vor. Schliesslich entscheiden wir uns für den Südweg. Aber ist der Südweg nicht ein Stolperweg? gibt Reutler zu bedenken. Nein, sage ich, nicht unbedingt. Das hängt davon ab, wie du gehst... Es stellt sich heraus, dass der Südweg gar nicht so schlimm ist. Man hat ihn erst kürzlich neu hergerichtet. Und man hat ihn sogar erweitert, so dass wir viel zu weit nach Süden gelangen, auf die Balmet Höhi. Nachdem wir auf der Balmet Höhi die Aussicht betrachtet haben, gehen wir weiter, immer weiter in die mutmasslich richtige Richtung. Auf dem Bösner Sattel, einer vielfachen Kreuzung, biegen wir nach links ab. Gleich heisst es aufpassen, sagt Reutler, wenige Meter hinter der Kuhschranke geht's rechts in den Wald. Erinnerung mich dran, wenn wir dort sind... Ich weiss, was Reutler sagen will. Verpassen wir diese Abzweigung, so landen wir drunten in Hölz, einer Holzhauerkolonie. Dort wären wir verloren, zumindest ist bekannt, dass im alten Sägewerk von Hölz schon Menschen verschwunden sind. Wir gehen also hinter der Schranke rechts in den Wald hinein. An der nächsten Kreuzung überschreiten wir die von Hölz im Bogen heraufkommende Strasse. Nun geht es rechts an einem Gemäuer vorbei und quer über einen Steilhang sowie über den Auslauf einer verrosteten Sprungschanze. Gleich darauf steigen wir den Weg halbrechts hinauf und am Hang einer Pferdekoppel über dem Kleinbachtal empor. Das Kleinbachtal kenne ich noch gut, erst vorigen Sommer bin ich hier durchgekommen, allerdings bei gutem Wetter und in trockener Kleidung. Der Weg ist sehr gepflegt und gut begehbar. Der Aufstieg dauert etwa zehn Minuten, dann machen wir eine Verschnaufspause. Wir setzen uns auf eine Bank und geniessen die Aussicht. Der Regen klatscht uns schwer auf die Köpfe. Reutler flucht. Wir haben dieselbe Aussicht vor uns, die wir schon einmal genossen haben, nur dass sie hier um etwa dreissig Grad verschoben ist. Immerhin stimmt die Richtung, sagt Reutler, es

könnte am Ende noch hinhauen, verdammt nochmal... Nachdem wir uns ausgeruht haben, beginnt ein hübscher, schmaler Weg, der zunächst kurz ansteigt, um dann auf dem Kamm nach links abzubiegen. Hier folgen wir einer alten Grenzmarkierung. Nur das Rauschen des Regens in den Bäumen und das Klackern der Eichelhäher ist zu hören. Zehn Minuten geht der Weg nahezu eben, dann steigt er an zu einem Holzabfuhrweg.

Reutler nennt ihn Holzerweg, aber es ist kein Holzerweg, es ist ein Holzabfuhrweg. Reutler irrt sich oder beharrt wider besseres Wissen auf einem Irrtum, weil er sein Gesicht nicht verlieren möchte. Wie oft habe ich ihn nicht schon korrigiert, wenn er dieses Wort in den Mund genommen hat, aber vergeblich, Reutler sagt Holzerweg, Holzerweg, Holzerweg. Reutler sagt Holzerweg, und niemand kann es ihm verbieten, niemand kommt gegen die Sturheit an, mit der Reutler dieses falsche Wort immer wieder in Gebrauch nimmt und rechthaberisch gegen jeden Einwand verteidigt. Ich kann ihm noch so oft erklären, dass ein Weg, auf dem auf Rollen, Schienen oder sonstwie Schlagholz transportiert wird, prinzipiell Holzabfuhrweg genannt wird, und dass jede andere Benennung falsch ist, sprachwidrig, Reutler ist nicht belehrbar, ein dilldappiger Dickschädel vom Lande, nicht abzubringen von seinem Irrtum. So verhunzt er weiterhin die Sprache mit seinem Holzerweg, den er gegen jede Kritik verteidigt mit der Behauptung, es müsse Holzerweg heissen, jede andere Benennung sei falsch, und auch diesmal wieder fordert er mich heraus und versucht mich ins Unrecht zu setzen mit seinem Holzerweg, und auch diesmal wieder sage ich: nein, Reutler, es heisst nicht Holzerweg, es heisst Holzabfuhrweg. Holzerweg ist falsch, Holzerweg ist höchstwahrscheinlich ein Wort, das du erfunden hast, und selbst wenn du es nicht erfunden hast, so ist es doch falsch, wahrscheinlich von einem Wort abgeleitet, an das du dich nicht mehr erinnern kannst, vielleicht sogar von Holzabfuhrweg. Solche Streiche spielt einem das Gedächtnis manchmal, das Wortgedächtnis hat seine Launen und Tücken, es verballhornt manchmal die Wörter, kein Grund, sich aufzuregen und sich stur zu stellen. Die unauswischbare Tatsache, dass wir es hier mit einem Holzabfuhrweg und nicht mit einem Holzerweg zu tun haben, stösst bei dir auf unverständlichen Widerstand, dabei könnte doch alles so leicht sein, wir könnten uns ganz einvernehmlich über diesen Weg verständigen, während wir ihn gemeinsam in Augenschein nehmen. Uns beiden müsste doch dran gelegen sein, diesen Weg als unsern gemeinsamen mutmasslich richtigen Weg anzuschauen.... Doch Reutler nimmt das Friedensangebot nicht an. Er widerspricht mir rotzig und trotzig, womit ich natürlich gerechnet habe, sagt: nein, verdammt, nein, Holzabfuhrweg, wie das nur schon klingt, ein Holzwort, das wie ein Holzbein klappert. Ein Krüppelwort. Es klingt falsch.... Mag sein, sage ich, aber kein Mensch

verstehst dich, wenn du Holzerweg sagst, du begibst dich damit ins Abseits, während ich mit meinem Holzabfuhrweg den richtigen Weg einschlage, insofern ich damit weitherum auf Verständnis und die Bereitschaft zur Kommunikation stosse. Ausser bei dir, was ich sehr bedaure. Wenn du Holzerweg sagst, denken die Leute, du seist ein Idiot. - Was? blafft Reutler. Ich sei dumm wie Brot? - Nein, ein Idiot, korrigiere ich. - Was sagst du da? Ein Idiot? - Nein, das habe ich nicht gesagt. So etwas würde ich niemals sagen. Was ich sage, ist, dass Holzerweg eine idiotische Bezeichnung ist für etwas, das eigentlich Holzabfuhrweg heisst. - In dieser Sache werden wir uns wohl niemals einig, meint Reutler, und Reutler hat recht. Die Vernunft gebietet uns, den Streit beizulegen. Schliesslich sind wir noch immer gemeinsam damit beschäftigt, den richtigen Weg zu finden. Den *mutmasslich* richtigen Weg, wohlverstanden. Noch immer mutmassen wir, welches wohl der richtige Weg ist, und in diesem Punkt sind wir auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen.

Kurz bevor also dieser Holzabfuhrweg, um hier die korrekte Bezeichnung zu verwenden, die ja auch die gebräuchlichste Bezeichnung für diese Art von Weg ist, egal, was Reutler dazu meint, bevor also dieser Holzabfuhrweg, der ganz eindeutig nicht von Reutler getauft worden ist, in eine Autostrasse mündet, zweigen wir nach links auf einen Waldpfad ab, einen markierten Wanderweg, der mit gerundeten Steinen belegt ist. Wir queren den Wald und stehen bereits nach fünfzig Metern an einer Autostrasse, wobei wir nicht ganz sicher sind, ob es die gleiche Strasse ist, die wir vorhin schon überquert haben. Wir überqueren sie, weichen nach rechts auf einen Feldweg aus, der über eine Wiese ansteigt in Richtung Wald und dem Waldrand entlang, mässig steigend bis zum Dangenberg, wo ein dreiarmiger Wegweiser steht. Für ein gutes Wegstück folgen wir der Richtung, die der Wegweiser als die Richtung anzeigt, in der das Dorf liegt, in das wir gehen wollen, und umgehen das Käferloch, ein ovales, schmales, enges, tiefes, triefendes Tal zu unserer Rechten, bevor wir uns vom Wanderweg trennen, der in eine völlig falsche Richtung zu führen scheint, und auf eine Baustelle treffen. Hier wird etwas gebaut, scherzt Reutler, vielleicht eine Werft. An der Baustelle vorbei, die tatsächlich unter Wasser steht, gehen wir weiter unter Bäumen einer schmalen Gehspur entlang. Beim Austritt aus dem Wald sehen wir die Serpentina einer Autostrasse. Wir stellen fest, dass wir diese Strasse schon zweimal überquert haben. Reutler flucht, er kann es nicht glauben. Wir gehen geradeaus in den Challberger Wald, an einer Waldhütte und einem wuchtigen Bunker vorbei, kurz steigend, dann bergab an den Waldrand, über eine Wiese an den gegenüberliegenden Wald, wo uns ein Förster begegnet. Bärtig und freundlich blickt er uns entgegen. Reutler fragt ihn, wo die nächste Beiz sei. Der Förster lacht. Da lang, sagt er, immer da lang... Mit einer roten, dickfingerigen, schwieligen Pranke, die

ein bisschen an eine Krebschere erinnert, deutet er in die Richtung, in die wir ohnehin gehen wollen. Wir glauben uns schon fast im Trockenen. Zu unserer Verwunderung kommen wir wieder zum Käferloch. Wir merken, dass wir an diesem Punkt die Abzweigung zum Dorf verpasst haben. Diesmal sind wir gescheiter. Wir verpassen sie nicht. Weil es anscheinend doch der richtige Weg ist, folgen wir dem Wanderweg, den wir fälschlicherweise für den falschen gehalten haben, dann aber wenden wir uns nach rechts, wo uns ein anderer Wanderweg erheblichen Zeitgewinn verspricht, gehen, an einem Forsthaus vorbei, zuerst kurz bergan am Waldrand, im Wald dann leicht abwärts und kurz darauf ebenhin an einem offenen Hang mit Blick in ein schrundiges Tal, bis wir bei einem Rastplatz mit Aussichtsbänken und Tischen wieder in den Wald eintreten und auf die regengepeitschte Nordseite des Geländes hinüberwechseln. Auf einem Fahrweg, der rasch an Höhe gewinnt, wandern wir weiter. Der Regen macht uns Beine, wir gehen schneller, fast rennend. Nach etwa zehn Minuten erreichen wir das Gipfelplateau. Hier stossen wir auf einen Abfallkübel und einen Weg, der rechts abbiegt. Federnden Schrittes wandern wir geradeaus durch ein Föhrenwäldchen, bewältigen einen letzten kurzen Anstieg und erreichen schliesslich den höchsten Punkt am südlichen Ende des Plateaus. Hier sehen wir unendliche Wälder und tiefe Täler. Der Weg geht weiter unter Tannen und verliert sich fast im Schlamm, den Reutler lauthals verflucht. Er kann es nicht ausstehen, wenn ein Weg schlecht gewartet ist, er nimmt so etwas immer persönlich. Dann aber kommen wir aus dem Matsch heraus, und der Pfad geht steil und steinig hinunter auf ein Strässchen, das uns zu einer Ebene hinüberleitet. Während das Strässchen bald rechts abzweigt, steuern wir auf die wappengeschmückte Steinplatte zu, die eine Wegkreuzung markiert. Nach links öffnet sich der Blick über das untere Obertal. Die Landschaft ist schmierig und nass. Die Wolken hängen tief, auch schief hängen sie, hängend treiben sie vorüber, vermischen sich zu krausen Gebilden. Es regnet in die zerzausten Bäume. Wir gehen über eine Wiese, die mit winzigen Sumpfpilzen bestanden ist. Linkerhand im Talkessel sehen wir Häuser und Kleinfabriken. Es erscheint uns ungewiss, ob es das Dorf ist, das wir erreichen wollen, aber nach einigen Schritten bergab einigen wir uns darauf, dass es das richtige Dorf ist. *Sein muss*. Es muss das richtige Dorf sein! Einmal mehr bestätigen wir uns gegenseitig, dass wir die mutmasslich richtige Richtung eingeschlagen haben. Kaum sind wir im Dorf, rennen wir zum Dorfplatz und verbrauchen dabei unsere ganze Restenergie. Wie die Läufer eines Schubkarrenrennens, die mit ungelenkten Manövern Hindernissen ausweichen, hasten wir um parkierte Autos herum und stolpern über Trottoirränder. Keuchend erreichen wir das Ziel.

Nein, es ist nicht das Ziel, das wir erwartet haben. Es ist nicht der Blaue Stutz. Wir sind im falschen Dorf. Einigermassen bestürzt stellen wir fest,

dass die Häuser um den Dorfplatz herum ganz anders angeordnet sind als in dem Dorf, in dem wir zuerst gewesen sind. Doch halb so schlimm. Eine Beiz gibt es auch hier. Und sie hat sogar offen! An einer borstigen Fussmatte scharren wir den größten Dreck ab. Dann ziehen wir die plitschnassen Jacken aus. Wir haben gleich nochmals Glück. Es sind noch zwei Fensterplätze frei. Zwischen den Gardinen sehen wir den verregneten Parkplatz. Reutler bestellt sich eine Suppe, und gemeinsam bestellen wir uns eine Flasche Roten. Eine schwächliche junge Frau bringt uns das Gewünschte auf einem runden Serviertablett. Reutler nimmt die Suppenschüssel vor den Mund und bläst mit dicken Backen in sie hinein. Ich nippe an meinem Weinglas, während Reutler zu löffeln anfängt. Langsam wird uns warm, die Kleider dampfen, wir sitzen direkt neben dem voll aufgedrehten Heizkörper. Wie auch immer, murmelt Reutler, als er sich mit der Serviette den Mund abwischt. Es heisst Holzerweg.

## Jagdvorstellung

Die Jäger tanzten um den erlegten Bären herum wie Schulbuben. Sie stiessen ein Freudengeheul aus. Als den Zuschauern klar wurde, dass der Bär nicht wirklich tot war und nicht tierischer als eine Wolledecke, man staune, eine blosse Pelzimitation hatte die Tierleiche abgegeben, in der ungedämpften Schlussbeleuchtung war die Künstlichkeit kaum zu übersehen, da schloss sich der Bühnenvorhang und das Freudengeheul verstummte. Die Tierschützer applaudierten. "Grosse Kunst!" riefen sie. "Grosse Kunst!"

## Siebeneinhalb Brote

Seit ich denken kann, gehen wir zusammen an der Bäckerei vorüber, die Köpfe gegen das Schaufenster gewendet, und beide haben wir kurze Hosen an, die uns kratzen, und beide träumen wir davon, Atomforscher oder so etwas zu werden. Mit meinem Bruder gehe ich nicht überallhin, aber fast jeden Tag gehen wir an der Bäckerei vorüber, die in ihrem Schaufenster Brote ausstellt. Schaubrote: die sehen zwar frisch aus, sind aber steinalt und steinhart. Wir wissen es, nie werden sie ausgewechselt, und während wir an der Auslage vorübergehen, hält uns eine seltsame Erwartung gepackt; es ist, als müsste jeden Moment der Bäcker oder die Bäckerin in das Schaufenster hineingreifen und die Brote endlich auswechseln... Was natürlich nie passiert. Es ist nur eine Phantasie, wir reden darüber halblaut wie über etwas Unanständiges, die Hände vor dem Mund, während wir an der Bäckerei vorübergehen.

Im Internet hat mein Bruder ein Mädchen kennengelernt, und ein paar Tage später steht sie bei uns vor der Tür. Sie ist dick und aufdringlich und knetet sich unaufhörlich die Arschbacken. Zufällig bin ich derjenige, der die Besucherin in Empfang nimmt. Mein Bruder hat mir von ihr erzählt, und ich bin recht gespannt, was er sich da wieder eingehandelt hat. Du meine Güte, auf das bin ich nun wirklich nicht gefasst gewesen! Als ich sie sehe, denke ich, dass es mir eigentlich egal sein müsste, weil ohnehin jeder bekommt, was er verdient, auch mein Bruder, aber ich gebe so schnell nicht nach, ich verteidige die Familienehre. Im Namen meines Bruders sage ich Danke und wimmle sie ab. Ob er so eine gewollt habe, frage ich ihn. Er: ja, natürlich. Und dann schliesst er sich in seinem Zimmer ein und ist auf Tage hinaus nicht mehr zu sprechen. Als seine Wut verraucht ist, gehen wir zusammen wieder an der Bäckerei vorüber, und wenn man uns so sieht, die "lustigen Hanselmann-Brüder", wie man uns nennt, hat man den Eindruck, wir kämen gut miteinander aus. Nach dem Hagelschlag scheint wieder die Sonne. Doch die Beulen auf dem Kopf, die sieht niemand.

Manchmal trödeln wir vor der Bäckerei etwas herum. Rein aus Gewohnheit prüfen wir nach, ob noch alle Brote da sind. Wir haben sie gezählt, es sind siebeneinhalb, eines ist angeschnitten, der Bäcker hat wohl zeigen wollen, dass in seinen Broten etwas drin ist. Dass er keine Attrappen verkauft. Nur eben, das Schaufenster lügt. Wenn man es anschaut, wird man traurig. Betrüblich ist auch, dass es immer die gleichen Brote sind, nicht einmal das Arrangement ändert sich. Wenn man die Brote anschaut, hört man ein hohles Schluckgeräusch. Es kommt aus dem eigenen Hals. Dabei könnte das Schaufenster so phantastisch sein! Es könnte Leute

anlocken, die etwas Aufregendes sehen wollen. Manchmal stelle ich mir vor, was ich mit diesem Schaufenster anstellen würde, wenn ich der Bäcker wäre. Ich würde darin eine Modelleisenbahn aufbauen, mit Dekorbäumchen und Miniaturhäuschen und einem Glacier-Express, der durch einen tunnelierten Brotlaib fährt. Solche Ideen habe ich öfter, und ich diskutiere sie mit meinem Bruder, während wir mit grossen eisenbahnverrückten Augen durch die Schaufensterscheibe gaffen. Wir betatschen die Glasfläche mit beiden Händen. Die Bäckerin sieht das gar nicht gern. Ertappt sie uns, entfernen wir uns lieber gar nicht als zu schnell. Rennen wir weg, rennt sie uns hinterher. Tun wir einfach so, als täten wir etwas völlig Normales, macht sie vielleicht nur ein böses Gesicht und lässt uns in Ruhe.

In die Bäckerei hinein gehen wir selten, wir gehen meistens an ihr vorüber, die Köpfe gegen das Schaufenster gewendet, zum Einkaufen verlockt uns die Bäckerei nicht, unser Taschengeld ist uns zu schade für Brot. Lieber kaufen wir Bärenreck oder Batman-Hefte. Die Bäckerei soll nicht auch noch an uns verdienen, wo sie uns doch schon so viel Zeit wegnimmt. Sie hält uns oftmals unnötigerweise auf. Ich und mein Bruder, wir haben sehr viel zu tun, wir müssen in die Schule. Auch Genies müssen etwas lernen. Aber sobald wir uns selbst überlassen sind, gehen wir wieder zur Bäckerei, ohne hineinzugehen, wir gehen an der Bäckerei vorüber oder bleiben stehen, um in das Schaufenster zu gaffen. Uns liegt daran, wie zwei normale Passanten auszusehen, die zufällig auf dieses Schaufenster gestossen sind und sich fast nicht mehr davon losreissen können. Der Bäcker und die Bäckerin müssten sich eigentlich freuen. Endlich hat ihr Schaufenster Beachtung gefunden. Sie müssten das freudig zur Kenntnis nehmen und uns für die ihrem Schaufenster zuteil gewordene Beachtung ein Gipfeli, ein Schwöbli, ein Schoggistengeli oder sonstwas zustecken. Aber das tun sie nicht. Das tun sie nie. Es ist immer das Gleiche mit den Erwachsenen. Nie tun sie, was sie tun müssten.

Im Internet hat mein Bruder sein Dreirad versteigert. Er schlägt vor, dass wir mit dem Geld ein Schaubrot kaufen und es in unsere Schatztruhe tun. Wir haben nämlich eine Schatztruhe, so nennen wir die Holzkiste, in die wir alles hineintun, was die Archäologen nach 1000 Jahren ausgraben sollen. Darin sind zum Beispiel unsere Aufsatzhefte, ein Stück Knochen, eine Rangierkelle, eine Zauberbohne, ein Lockvogel aus Gummi und ein Mikro-Chip. Anhand solcher Gegenstände werden die Menschen in der Zukunft herausfinden, wie wir Menschen von heute leben. Den grössten Aufschluss darüber, wie wir Menschen von heute leben, geben natürlich unsere Schulaufsatzhefte. Es sind wertvolle Dokumente. Wer sie liest, erfährt einiges über uns. Auch Unschönes natürlich, das gehört eben dazu. Wir bewahren diese Hefte auf, weil wir das Schlimmstmögliche

voraussehen: den Zusammenbruch des Internets. Ein Virus wird alles vernichten, alle Leitungen, Festplatten und Prozessoren. Dann stehen die dumm da, die nichts auf Papier haben. Und wie will die Menschheit weiterbestehen können, wenn die ganze gespeicherte Lebensweisheit den Bach runter geht? Gut haben wir eine Schatztruhe, eine Zeitkapsel, die unser Leben irgendwie konserviert. Unser Wissen weitergibt. Auf dass es die Menschen in der fernen, nebligen Zukunft erleuchten möge. Und unsere Lehrer wundern sich, warum wir so gerne Aufsätze schreiben.

Aber dann, im letzten Moment, verzichten wir auf das Schaubrot. Wir haben uns die Sache wohl nicht reiflich genug überlegt. Das Brot, auf das mein Bruder so scharf gewesen ist, gehört ins Schaufenster, nichts und niemand soll das Arrangement auflösen oder durcheinanderbringen. Siebeneinhalb Brote: wir haben sie gezählt, vorwärts und rückwärts und immer wieder. Diese Zahl haben wir für gut befunden, und bei dieser Zahl soll es bleiben. Seit ich denken kann, gehen wir zusammen an der Bäckerei vorüber, die Köpfe gegen das Schaufenster gewendet, und immer liegen die Brote da und bieten sich feil, obwohl sie doch gar nicht essbar sind. Mein Bruder will den Erlös aus der Versteigerung in Aktienfonds anlegen. Er erklärt mir, er wolle die Dicke heiraten, "in ein paar Jahren", dazu brauche er Geld, viel Geld. Währenddessen gehen wir an der Bäckerei vorüber, in unsern kurzen, kratzenden Hosen, die in naher Zukunft vielleicht schon sehr altmodisch sein werden.

## Kopfstand

Dann und wann, nicht sehr oft, aber immer öfter, fühle ich mich in der richtigen Stimmung für einen Kopfstand. Ich stütze mich auf die beidseits des Kopfes flach an den Boden angepressten Hände, stosse mich ab und drücke die Bauchmuskeln durch. Es geht ohne Wand, bei mir geht's immer ohne Wand, auf meine Kräfte ist Verlass. Ich bringe die Füße ohne weiteres in die Luft und kann mich dann halten, freistehend, es gelingt vorzüglich. Wie lange ich oben bleibe? Oh, da fragen Sie mich was. Zwei Stunden, fünf Tage, je nachdem. Wenn es in meine Nasenlöcher regnet, muss ich aufhören.

## Holzbödelihaus

Unscheinbar schmiegt sich das Holzbödelihaus an den weitgeschwungenen Hang. Tannenwaldflecken und Waldblößen, Braunviehweiden und kleine schattige Ziegenklüfte, alles liegt wohlgeordnet nebeneinander, auch Bäche gibt es und Strassen mit endlosen Kurven, Jasskartendächer gibt es und Wiesen, deren aufdringliches Grün an die Jasskartennmatten auf den Wirtshaustischen erinnert. Photographiere ich hinunter auf die parkierten Autos, schiesse ich Bilder mit einer schrägen Horizontalachse und viel zu viel Draufsicht. Am Ganzen bin ich weniger interessiert. Es überfordert mich, es ist zu weit, es hat eine ungeheure Ausdehnung: immer weiter und weiter geht es da auf und ab ohne Ende.

Ich habe immer noch mein Reisehemd an. Ich stehe am Fenster und knipse wie ein Anfänger herum, zoomte das Braunvieh heran, zoomte es wieder weg. Meine Sachen sind ausgepackt, Kopf und Hände habe ich frei bekommen, ich nehme Fühlung auf mit der Umgebung, dem Haus, dem Zimmer. Ich stapfe über den kahlen Holzboden. Jeder Gast existiert hier für sich, in seinem Zimmer, mit einer eigenen Fensteraussicht. Zum Haus gehörig, ein Gast mit Zimmerschlüssel und verbrieftem Gastrecht, so sehe ich mich gerne, es gefällt mir, Gast zu sein, es gefällt mir, eine eigene Aussicht zu haben. Ich schiesse Photos, wertlose Photos, die Aussicht passt nicht in den Sucher, und ich sehe den Tagen und Wochen entgegen, da ich hier entweder zu rotieren beginne vor lauter Nichtstun oder Immer-das-Gleiche-tun, oder die andere Möglichkeit: ich komme zu dieser Umgebung in ein für mich halbwegs akzeptables Verhältnis.

Später, es dämmt bereits, verlange ich an der Theke ein Bier. Die Wirtin trägt eine Tracht mit Schnallen und Schnüren. Was ihr noch fehlt, ist ein Kopfschmuck, ein buntbemaltes Geweih wäre passend. Langsam und bedächtig schiebt sie das schäumende Glas zu mir herüber. Ich bedanke mich, nehme einen langen, bedächtigen Schluck, wische mir den Mund ab. Dann stehe ich auf, das Bier in der Hand, von dem ich keinen Blick wende, und setze mich an einen der länglichen Holztische. Nach ein paar weiteren Schlucken schiebe ich das Glas von mir weg, hebe endlich den Blick, um mich mit der Innenausstattung zu befassen. Hirsch- und Gamsschädel an allen Wänden. Riesige Augenhöhlen. Irgendwie unheimlich, auch wenn es nur Schädel sind, nicht die ausgestopften, glasig vor sich hinstarrenden Bambi-Köpfe, die man in Landgasthöfen so häufig antrifft. Irgendwie unheimlich, diese Schädel mit nichts drin und nichts dran. Sie sind so kahl, wie nur blanker Knochen sein kann. Mir läuft es kalt den Rücken hinab. Ich denke an den Tod. Ist

der Mensch nicht auch nur ein Tier? Als ich mein Bier ausgetrunken habe, bestelle ich Rehpfeffer.

Die halbe Nacht liege ich wach. Das Nachttischlämpchen lasse ich brennen, damit ich nicht völlig orientierungslos nach dem Knipsschalter tasten muss, wenn ich zu früh erwache. Ich starre gegen die Decke, die Wände. Alles ist aus Holz, aus schweren Hölzern. Wie eine hyperrealistische Phototapete, die nichts als Furniere zeigt, schwingt sich die Maserung von einer Zimmerecke zur andern. Die überdeutlich gezeichneten Linien beruhigen das Auge. Andererseits wird man selber angeschaut, wenn man sie anschaut. Was hier so fest und kantig um einen herumgebaut ist, hat sein eigenes heimliches Leben, die geschwungenen Linien sind etwas Gewachsenes, Gewobenes, und die Astlöcher sind wie Augen. Das Holz atmet, es knackt, die Fugen dehnen sich oder ziehen sich zusammen. In der Nacht kühlt das Zimmer ab, und die Wände reagieren darauf wie Lebewesen, die sich durch Häutung oder Pelzwechsel auf eine Klimaveränderung einstellen.

Irgendwann nach Mitternacht stehe ich auf, fingere den Film aus dem Photoapparat, setze einen neuen Film ein. Einen ganzen Film habe ich schon verknipst. Fast nicht zu glauben. Ich habe fotografiert wie ein Verrückter: Autos, Ausschnitte des Parkplatzes, Braunvieh beim Rupfen und Käuen, nichts Landschaftliches. Für diese Landschaft, sage ich mir, braucht man überhaupt nichts übrig zu haben. Sie ist viel zu gross. Eine Zumutung. Wie ein Elefant steht sie vor meinem Zimmer und versperrt die Sicht.

Mit diesen Gedanken stapfe ich über den kahlen Holzboden. Im Zimmer unter mir muss das zu hören sein. Aber niemand beschwert sich. Vielleicht ist das Zimmer unter mir gar nicht besetzt, ich möchte mich morgen gleich nach dem Frühstück bei der Wirtin danach erkundigen. Die Wirtin ist nett und fleissig. Man merkt, dass sie gerne etwas mehr zu tun hätte. Das Hotel ist nur schwach belegt, das könnte ein Anknüpfungspunkt für ein Gespräch sein. Die Saison läuft schlecht. Wirtschaftskrise und Reiseunlust... Wenigstens ist die Nachtruhe gewährleistet. Die Nachtruhe lässt einen allein, und das ist gut. Im Schlaf ist Alleinsein das Normale, im Schlaf liegt man wie in einer Holzkiste, die genau die Grösse des schlafenden Körpers hat. Das ist das Letzte, was mir in dieser Nacht durch den Kopf geht, bevor ich einschlafe.

Ich trage eine Strickjacke, da ich häufig am offenen Fenster stehe. Die Aussicht mit Verköhlungsfaktor gehört zu meinem Zimmer, und ich mache sie mir photographisch zunutze, so gut es geht. Wie schon am Tag zuvor knipse ich an der Landschaft vorbei. Sie füllt mindestens den hal-

ben Himmel, was natürlich dazu verführt, sie zu photographieren. Ausserdem ist sie schön, an einem lichten Tag wie heute fast unerlaubt schön. Das stichige Grün! Wie für einen Landschaftskalender gemacht! Die perfekte Photographenfalle. Nein danke, sage ich, bei mir läuft das anders. Ich photographiere mit einer gewissen Kleingläubigkeit. Ich glaube nämlich nicht, dass die Landschaft etwas hergibt. Die Landschaft habe ich *einmal* angesehen, ganz in mich aufgenommen, und das hat mir genügt. Ich habe sie gleich wieder ausgekotzt. Diese Landschaft ist viel zu gross. Und viel zu schön. Sie liegt meinem Interesse fern. Was mich wirklich interessiert, sind die Autos auf dem Parkplatz. Gäste und Personal parkieren da wild durcheinander. Die parkierten Autos gehören wahrscheinlich mehrheitlich dem Personal, die Gäste machen sich in dieser Saison rar. Ganz ausgeblieben sind sie nicht. Manchmal rumort es doch ein wenig im Haus. In der Küche wird gekocht, und auf den Fluren rumpelt das Schuhwerk von Menschen, die zu langen Wanderungen aufbrechen. Ich selber wandere nicht. Ich wandle höchstens. Nein, das ist der falsche Ausdruck. Ich stapfe über den kahlen Holzboden, ich rumple in meinem Zimmer herum. Davon verstehe ich mittlerweile was. Ich bin ein Holzbodentrampel-Experte. Ich habe herausgefunden, wie stark ich auftreten muss, damit das Holz die richtigen Geräusche macht. Das Zimmer ist mein Holzinstrument.

Es gefällt mir, Gast zu sein, es gefällt mir, eine eigene Aussicht zu haben. Ich schiesse Photos, wertlose Photos, die Aussicht, ein Kitschbild zwischen zwei Vorhängen, interessiert mich nicht als Aussicht, sondern weil ich von hier oben unbeobachtet photographieren kann. Das Fenster ist mein Hochstand. Ich schiesse Photos - von Braunvieh, von Autos, manchmal auch von Menschen. Das ist neu. Die wenigen Menschen, die ich vor die Linse bekomme, zoome ich so nah zu mir heran, dass ich ihre Augenfarbe bestimmen kann. Skrupel habe ich keine, ich habe etwas Grausames in mir, eine Kälte, die sich anfühlt wie Hitze. Wenn ein Mensch vorbeikommt, richte ich das Korn auf seine Stirn. Knips. Hab ich dich! Drei bis vier Gäste in Wandermontur, der Briefträger, ein Besucher, ein Lieferant, die Frau vom Wäsche-Service, der Koch, die Wirtin höchstselbst, mit und ohne Tracht, und hin und wieder eine Rotte Jäger, die sich nach der Jagd einen genehmigen wollen. Bei den Jägern verfare ich nach dem Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit. Denjenigen mit der Wachtel, dem Schneehuhhasen oder dem Jungbock auf dem Rucksack nehme ich ins Visier. Sobald es Nacht wird, präpariere ich das Entwicklungsbad. Am nächsten Morgen, wenn ich die Fensterläden entriegle und die Sonne hereinlasse, hängen die Bilder schön gruppiert über meinem Bett. Ich betrachte sie mit Stolz. Meine Trophäen. Dann trample ich wieder auf dem Holzboden herum. Ich habe diesbezüglich jede Hemmung verloren. Unter mir logiert tatsächlich niemand. Die Wirtin hat es

mir bestätigt. Sie hat gesagt: Sie dürfen trampeln und stampfen, soviel Sie wollen. Auch im Flur. Sie dürfen den Kosakentanz machen. Sie dürfen sogar den Bödeler machen, bei dem die Böden richtiggehend erbeben. Wir sind hier im Holzbödelihaus und nicht im Hilton.

Rumpelnd und polternd beziehen die Jäger ihren Stammtisch, der ein Rauchertisch ist, der einzige Rauchertisch im hoch brennbaren, aus nichts als naturreinen Hölzern bestehenden Holzbödelihaus. Der Aschenbecher ist mit bronzenen Eichenblättern verziert. Wenn die Jäger ein Wild herbeischleppen, eine Wachtel, einen Schneeschuhhasen oder einen Jungbock, geben sie es gleich in der Küche ab, damit der Koch es in die Beize einlegen kann. Der Koch ist ein Wildfanatiker, er bedankt sich jedesmal überschwänglich. Überschwänglich sind auch die Jäger. Sie sind laut, hier dürfen sie es sein, weil es im Holzbödelihaus kein Wild gibt, das sie verscheuchen könnten. Die schmackhaft zubereiteten Wachteln, Schneeschuhhasen und Böcke lassen die Jäger kalt. Was mit einem Einschussloch auf dem Teller liegt, ist für sie erledigt. Sie essen lieber Himbeertörtchen. Dazu trinken sie Kaffee-Lutz. Ihre Gesprächsthemen sind immer etwa die gleichen: Dorfklatsch. Dieses und jenes. Und warum dieser oder jener mit dieser oder jener oder eben nicht mit dieser oder jener dieses oder jenes getan oder nicht getan habe. Ich sitze lauschend am Nebentisch. Ich denke mir meine Sache, stenografiere innerlich mit. "Jäger Alois und die Wildsauplage". Ich feile schon mal am Titel herum. Es könnte ein Heimatroman werden. Dazu trinke ich Bier, die Wirtin ist sich nicht zu fein, mein Glas so hoch zu füllen, dass der Schaum überfließt. Die Überschwemmung wische ich mit dem Ärmel weg. Auf Tischtücher verzichtet man hier aus Gründen, die nur ein Landbewohner versteht. Eine Pfütze lässt sich innert Sekunden aufwischen, ein nasses Tischtuch muss man aufwendig waschen und glätten. Die Wirtin meint es gut mit mir, letzthin hat sie mir ein Grosses spendiert. Sie ist sehr gastfreundlich. Und ihre Schnäpse sind berüchtigt. Ich bin froh, dass ich beim Bier bleiben darf. Falls es mal brennt, sagt die Wirtin, löschen wir das Feuer mit Bierschaum.

Am Tag meiner Abreise lasse ich mir Rehpfeffer servieren. Ich esse bedächtig, fast andächtig. Ich rülpse. Die Hirsch- und Gamsschädel starren auf mich herab, stumme Zeugen meiner letzten Mahlzeit im Holzbödelihaus. Die Augenhöhlen beunruhigen mich nicht. Ich habe mich an sie gewöhnt, wie überhaupt an alles hier. Es sind schöne Ferien gewesen. Ich habe mich kein bisschen gelangweilt. Und ich habe sogar ein neues Hobby gefunden: das Köpfesammeln. Ich bin Kopfjäger geworden. Und ich habe stark das Gefühl, dass ich früher oder später einen Heimatroman schreiben werde. Mit wilden Sachen drin. Jagdgeschichten und so.

Meine nächsten Wanderferien werde ich bestimmt wieder im Holzböde-  
lihaus verbringen.

## Der Einbrecher

Wollen Sie im Ernst, dass ich schreie? fragte sie, als der unbekannte Mann mitten in der Nacht vor ihrem Bett auftauchte. Sie war hellwach. Es war kein Traum. Sie presste sich an die Wand, die Finger in die Bettdecke gekrallt. Die Frau zitterte am ganzen Körper. Aber wie denn das? Es war doch gar nicht kalt. Der Mann zog sich seinen Schal fester um den Hals. Ein bisschen kalt war's schon. Das Fenster, durch das er hereingestiegen war, stand sperrangelweit offen. Aber die Frau übertrieb, fand er. Sie erschien ihm überhaupt etwas seltsam. Mit ihren schreckgeweiteten Augen versuchte sie ihn auf Abstand zu halten. Der Mann zuckte die Schultern. Naja Frauen, dachte er. Zuerst wollte er sich einen Stuhl nehmen, dann aber überlegte er es sich anders. Er setzte sich auf die Bettkante. Hier war es schön weich. Er verlangte einen Magenbitter. Die Frau reagierte nicht. Er fand das unnatürlich. Irgendetwas mit ihr stimmte nicht. Einen Augenblick lang befürchtete er, sie würde ihre halbherzige Drohung doch noch wahr machen und die Nachbarschaft alarmieren. Doch die Frau blieb still. Sie blickte ihn nicht einmal mehr an. Sie hatte sich die Bettdecke über den Kopf gezogen. Sie atmete ruhiger. Die Bäume vor dem Fenster raschelten auf einmal etwas lauter, und ein Windhauch bewegte die Vorhänge. Weiss und voll stand der Mond über dem Nachbarshaus.

## Teewasserkochen

Unter der fachkundigen Aufsicht meines Bruders setzte ich das Teewasser auf. Mein Bruder fragte mich, ob ich damit klarkäme. Klar komme ich damit klar, sagte ich. Ob das Teewasser auch sauber sei, fragte mein Bruder sicherheitshalber. Sicher, sagte ich, schon leicht genervt. Es ist Leitungswasser, fügte ich hinzu, frisch aus der Kläranlage. Es ist völlig unbedenklich. Mit diesen Worten wies ich auf den inzwischen brühheissen Teekessel, den ich, wie immer um die Teezeit, mit einem lässigen Schwung auf die Herdplatte befördert hatte. Mein Bruder liess mich nicht aus den Augen, egal, was ich tat. Bist du sicher, dass du nicht irgendetwas falsch gemacht hast? fragte er zweifelnd. Ich glaubte aus seiner Frage herauszuhören, dass er die Teewass Zubereitung gerne etwas anders gehabt hätte. Ich erzählte ihm, wie ich nach dem Wassereinfüllen den vollen Teekessel durch die Luft geschwenkt und auf die Herdplatte befördert hatte. Ich erzählte es ihm, obwohl er ja dabeigewesen war. Ich war in den Hausschuhen gewesen und hatte den Teekessel in hohem Bogen durch die Luft geschwenkt. Das erzählte ich jetzt meinem Bruder, und ich verhehle es nicht, ich war ein wenig stolz, weil mir das Teekesselschwenken so locker von der Hand gegangen war. Und du hast nie daran gedacht, fragte mein Bruder, dass man das auch ein wenig anders angehen könnte? Oder sagen wir: es wäre doch ganz schön, wenn du das Teewasser einmal so hurtig und umstandslos auf die Herdplatte stellen könntest, dass damit schon alles zum Wasserkochen Erforderliche getan wäre, die Faxen, die du dir angewöhnt hast, könntest du dann nämlich lassen. - Ich werde darüber nachdenken, versprach ich, und es war mir peinlich, dass das Teewasser, das ich während unseres Gesprächs vom Herd genommen hatte, die zum Teeaufgiessen erforderliche Hitze inzwischen fast vollständig verloren hatte. Ich leerte es aus, füllte neues ein. Später, als das neue Teewasser zu kochen begann, sagte ich: es geht gut mit dem Wasserkochen. Sieh, wie das Wasser köchelt! Wie es kocht! Sieh, Bruder! Das Wasser ist dicht am Sprudeln! Freilich sah man überhaupt nichts vom Teewasser, der Teekessel war ja verschlossen. Das war mir entgangen. Nun ja, manchmal passiert es eben, dass man sich im Affekt in eine Rhetorik hineinsteigert, die alles Faktische an den Rand drängt. Mein Bruder setzte sich auf einen Stuhl, einen Küchenstuhl. Ich sah gleich, dass er wieder seinen unverrückbaren Standpunkt einnahm. Du redest, sagte er und liess dazu seine Hand in der Luft herumwackeln wie ein Handpuppenspieler. Und während du redest, fuhr mein Bruder fort, verkochst du das Teewasser oder lässt es kalt werden. Und obwohl ich allen Grund hätte, dich zu rügen, raffte ich mich zu einem ungeheuchelten Lob auf. Gewiss gefällt es dir, wenn ich auch mal was Positives an dir hervorhebe. Zum Beispiel deinen Sinn für den schönen Teekesselschwung. - Danke, sagte ich. Mein Selbstwertge-

fühl stieg ins Unermessliche. Es kam selten vor, dass mein Bruder mich lobte, und es stärkte mich, dieses Lob, auch wenn es ein bisschen ironisch geklungen hatte. Das war mir egal. Seine Ironie kaufte ich ihm nicht ab. Sie war gekünstelt. Das mit dem "schönen Teekesselschwung" hatte er durchaus ernst gemeint und ohne Abstrich, wenngleich er sich natürlich nur ungern ein Lob abrang. Lieber beschimpfte er mich. Ich hatte die Hand schon am Teekessel, der mit kleinen Ruckern und Hüpfen den Siedepunkt ankündigte. Doch meine Hand bemerkte nichts. Mein Bruder hätte mich warnen müssen, Dringlichkeitsstufe eins. Ehe ich etwas tun konnte, schrillte der Dampf durch die nadelöhrkleine Öffnung im Deckel des Teekessels. Der Teekessel hüpfte. Ich hielt mir die Ohren zu, instinktiv. Mach es aus! schrie mein Bruder. Was? fragte ich. Ich verstand kein Wort. Mach es aus, verflucht nochmal! schrie mein Bruder. Wie? fragte ich. Wie macht man es denn aus? Mein Bruder riss den Teekessel vom Herd, der noch immer pfeifende Topf scheppte in den Schüttstein. Das Pfeifen sank herab zu einem böartigen Fauchen. Der Deckel sprang auf, und das kochende Wasser lief durch den Abguss davon. Jetzt siehst du, schimpfte mein Bruder, was dabei herauskommt, wenn man dich machen lässt! Nichts kommt dabei heraus, absolut nichts. Es ist immer das Gleiche mit dir, kaum lässt man dich machen, hat man schon ein Problem. Als gäbe es nicht schon genügend Probleme auf der Welt: Hunger, Armut, Terrorismus. Das Abschmelzen der Polkappen. Und jetzt kommst auch noch du. - Na und? schnaubte ich. Meinst du, ich wüsste das nicht? Deine Kritik kannst du dir sparen, nie habe ich größere Zweifel an mir gehabt als gerade jetzt. Warum kritisierst du mich, wenn ich mich doch selber schon kritisiere? Ich hoble und schleife mich durch unausgesetzte Selbstkritik. Du tätest besser daran, dich da rauszuhalten. Ich schaffe das aus eigener Kraft, ich werde besser und besser. Oder ist das nun auch wieder etwas, das du herunterreißen musst? - Neinnein, versuchte mich mein Bruder zu beschwichtigen. Es ist okay. Ich halte es für ehrenwert, wenn man sich selber drannimmt, sich selber zur Schnecke macht. Eine harte Selbstkritik zeugt von Charakter. Aber manchmal bist du ganz schön mühsam, weißt du. Manchmal denke ich, unsere Mutter hat dich mit dem Dorftrottel gemacht. - Wenigstens wurde da ein Macher gemacht, sagte ich und klopfte mir auf die Brust. Und dann ging ich zum Gegenangriff über: siehst du, was du angerichtet hast? Grundlos hast du das Teewasser verschüttet. Einfach aus Wut. Weil du so verdammt unbeherrscht bist, muss ich jetzt wieder von vorn anfangen... Und das tat ich auch. Mein Bruder zog sich beleidigt zurück. Immer wenn er sich beleidigt zurückzog, bekam ich noch irgendeinen Kommentar von ihm zu hören. Du musst aber schon sehr gute Gründe haben, wenn du in Zukunft das Teewasser ohne mich kochen willst! hörte ich ihn maulen. Er ging im Nebenzimmer auf und ab, ein Stuhl fiel krachend zu Boden. Mach was du willst! schrie mein Bruder. Ich klammerte

mich schwitzend an den Schüttstein. Das neue Teewasser - das allerneuste nun - kochte. Es kochte friedlich vor sich hin. Die Luft war heiss hier drin, gesättigt mit Dampf. Es war eine typische Küchenluft. Jeder muss mal klein anfangen, dachte ich, und jeder muss dort anfangen, wo's am leichtesten geht, und sich dann Stufe für Stufe hocharbeiten zu einem Schwierigkeitsgrad, den man gerade noch bewältigt. Ja, tu das! schrie mein Bruder aus dem Nebenzimmer. Ich öffnete den Küchenschrank, tastete darin herum. Da war irgendwo die Teedose, die ich jetzt brauchte: "Baldrianwurzel-Tee zur Entspannung".

## Früh am Morgen

Früh am Morgen mache ich mich auf den Weg. Ich zwingen mich dazu. Das fällt mir leicht. Es ist ein freiwilliger Zwang, dem ich mich da unterwerfe, ein Freudenzwang. Weiter als bis zum Vorgarten schaffe ich es freilich nie. Doch was sage ich da überhaupt? Eigentlich ist die Wohnungstür schon die äusserste Grenze meines täglichen Vordringens, und ich weiss, es ist sinnlos, ein Kraftaufwand für nichts, wohin sollte man so früh am Tag auch gehen? Um fünf oder sechs sind die Strassen noch künstlich beleuchtet und fast völlig verlassen, selbst die Zeitungsausträger liegen zu dieser Unzeit noch im Bett. Rasch ausschreitend, mit schwingenden Armen, eile ich durch den Hausflur, strecke die Hand nach dem Türgriff aus, mein Hemdkragen ist gestärkt, meine frisch rasierten Wangen duften nach Lavendel. Erreiche ich die Tür, ist das schon sehr viel. Ich bin dann so stolz, dass ich es gar nicht mehr über mich bringe, auch nur einen Schritt über die Schwelle zu tun. An der Schwelle zum Vorgarten bleibe ich stehen. Ein Zuviel oder Zuweit könnte alles kaputt machen.

## Santichlausenrallye

Der Ablauf steht fest, da gibt es nichts zu rütteln. Jeder von uns fährt in seinem dunkelrot lackierten Fiat Bravo in das Dorf, das wir ausgeknobelt haben. Dann geht es in die Dorfbeiz, die in fast jedem Dorf gleich aussieht, die gleichen rotweiss karierten Tischtücher, die gleichen Bleigewichtsaschenbecher, die gleichen geriffelten Streuzuckergläser, die gleichen Bierdeckelhalter aus Plastik, die gleichen Ehrenpokale im gleichen Schaukasten. Nach zwei oder drei Bierchen in geselliger Runde, in der Regel trinken wir auch noch Glühwein und verzehren eine Portion Hausgeschnetzertes, machen wir uns auf den Weg mit unsern schwingenden Bärten, unsern Säcken, Glocken, Knotenstöcken, Ruten und Kapuzenmänteln. Zu Fuss. Alle sehen wir gleich aus. So geht es jedes Jahr. Es ist immer das Gleiche. Das ist Brauch.

Acht Uhr abends. Ich bin schon am zweiten Bier. Zum Glück habe ich keinen Glühwein bestellt. Bier hat den Vorteil, dass es nicht kalt wird. In dieser Beiz, vor dieser verblichenen Tapete, sollte die diesjährige Santichlausentour ihren Anfang nehmen. Von hier aus sollten wir durchs Dorf gehen, die Dienstroute abschreiten mit Sack und Pack. Ich spähe durch die Gardinen. Draussen ist es stockdunkel. Wo sind die andern? Meine Kollegen haben sich verfahren. Ich kann es mir denken. Ich spüre es. Ohne die geringste geografische Ahnung sind sie ins Kraut gefahren, wie man so sagt, mit nichts im Gepäck als ihren zur Ausstaffierung der Santichlausenfigur notwendigen Säcken, Glocken, Knotenstöcken, Ruten und Kapuzenmänteln. Sie klappern die Dörfer ab. Es sind Millionen von Dörfern, keine Landkarte kann dieses Gewimmel je vollständig erfassen, und das Verfluchte ist, dass hier alles so schrecklich gleich aussieht: ein Dorf wie das andere, besonders wenn man mit dem Auto unterwegs ist. Hügel auf Hügel schiebt sich heran mit Wäldern und komischen Dörfern mit komischen Namen. Eine Gegend, in der alles austauschbar ist, jedes Detail bis ins Endlose wiederholt wird. Keine Wüste könnte monotoner sein. Ich habe es selber erlebt. Ich erlebe es Jahr für Jahr. Ich kann mir denken, wie meinen Kollegen zumut ist. Die Nacht umhüllt sie, ein dumpfes Dunkel, das vor den Scheinwerfern zurückweicht und sich hinter den Autos wieder zusammenschliesst zu einer schwarzen Wand. Hinter uns, sagen wir Santichläuse, liegt der Schwarzwald.

Santichläuse auf dem Weg zur Arbeit. Noch sind sie eigentlich keine Santichläuse. Sie tragen weder Kutten noch Bärte noch sind sie zu Fuss unterwegs. Sie stehen noch mitten im motorisierten Zivilleben. Jeder von ihnen, mich eingeschlossen, ist aufs Auto angewiesen. Die Anfahrt ist lang. Es ist ein langer, ein langweiliger Weg. Reflektoren huschen vorüber wie Luchsaugen. Die gewundenen Strassen, die sich endlos von

Hügel zu Hügel schwingen, können überall oder nirgends hinführen. Die Santichläuse, meine Kollegen, summen vor sich hin. Manchmal verpassen sie eine Abzweigung oder schwenken am falschen Ort jäh ab. Das geschieht schnell, blitzschnell, eine kleine Konzentrationsschwäche, ein nicht abgeblendetes Gegenlicht, das die Buchstaben einer Hinweistafel auslöscht, und schon ist es geschehen.

Ja, meine Kollegen, die Santichläuse. Angegurtet, reglos, die Hände am Lenkrad, schweigend: so fahren sie durch die menschenleere Landschaft. Astronauten im Weltall. Sie verlassen sich aufs Gefühl. Oder auf die Technik, die ihnen vorgaukelt, sie seien leichter als Luft und schneller als der Wind. Ja, Autofahren ist ein Kinderspiel, nichts im Vergleich zu dem, womit man sich früher fortbewegt hat, den Pferden und Droschken, den Eseln. Inzwischen hat sich einiges getan. Die Fortbewegungsmethoden haben sich umgewälzt, die Geschwindigkeiten vervielfacht. Santichläuse sind motorisiert. Den physikalischen Widerstand brechen sie mit einem leichten Druck aufs Gaspedal. Vom Fahrtwind, der gegen die Frontscheibe prallt, ist im Innern des Wagens wenig oder gar nichts zu spüren. Im Innern des Wagens ist man geschützt, man fährt so nebenher, ist sich des Fahrens gar nicht richtig bewusst. Ohne mit der Wimper zu zucken, setzt man sich durch gegen Luft und Schwerkraft, wälzt ein Schildkrötengehäuse voran, ein Tonnengewicht. Distanzen schrumpfen, sie scheinen beherrschbar. Fahren ist keine Kunst. Man kann es lernen. So wie man eigentlich alles nur Denkbare lernen kann, vorausgesetzt, man hat den Willen dazu.

Ich sage das nur so dahin. Eine unüberlegte Randbemerkung zwischen zwei Bierschlucken. Selbstverständlich kann man nicht alles lernen. Nicht alles ist beherrschbar. Ich stelle mir folgendes vor: während die Autos fast alles automatisch machen, (deshalb heißen sie ja Autos), machen sich meine Kollegen in diesen Autos, eingeschlossen wie Austern in ihren Schalen, innerlich frei, sie trällern vor sich hin, lassen die Gedanken schweifen. Am Anfang ihrer Fahrt, denke ich, sind sie noch ziemlich optimistisch. In ihren Autos ist es warm, gemütlich wie in einer geheizten Bauernstube, in die Abgeschlossenheit des Fahrens dringt kein einziger Windhauch. Meine Kollegen, die Santichläuse, brummen vor sich hin. Sie üben die Santichlausenstimme, den unverwechselbaren Bass. Auf den geraden und ereignislosen Streckenabschnitten zwischen hier und der Stadt erlauben sie sich, ihre Sitzhaltung ein bisschen zu lockern. Eine entspannte Haltung lockert auch die Stimme. Das tiefe B muss dröhnen. Sie lehnen sich zurück. Die Sitze sind verstellbar, weich, plüschig, Kinossessel, in denen man versinken möchte. Und das Armaturenbrett, wie das blinkt und leuchtet! Elektronische Impulse jagen hin und her, Ziffern und Lämpchen sprenkeln mit ihrem Widerschein die Frontscheibe. Ein

kleines Raumschiff. Die Kilometer spulen sich ab, es geht voran. Doch weit gefehlt. Die Richtung ist falsch, die Ankunft verzögert sich, und nach und nach kommen sie dahinter, dass sie einem flüchtigen, aber fatalen Irrtum erlegen sind. Sie haben sich verfahren. Die Route wird zum Problem, das Fahren zum Alptraum. Ja, ich spüre da so eine Art Komplikation, eine nächtliche Orientierungslosigkeit.

Da sitze ich nun. Alle Augenblicke sehe ich nach der Uhr. Eigentlich müssten sie schon hier sein. Gewiss sind sie noch unterwegs. Die Frage ist nur wohin. Sie folgen dem unübersichtlichen Verlauf einer Strasse, die womöglich die falsche ist, sie fahren und fahren, an den immergleichen Häuschen und Masten vorbei, geradeaus oder über Kurven, an gährenden Schluchten oder huschenden Wiesen entlang. Ich weiss, wie das ist, wenn man durch diese Landschaft fährt. Das Fahren dehnt sich wie ein Traum, aus dem es kein Erwachen gibt. Und wieder ein Dorf, und wieder ein Hügel. Und...

Lausige Autofahrer sind sie, Blindfahrer. Nach dem zweiten Bier darf ich das ja wohl sagen. Den Führerschein haben sie an der Tombola gewonnen. Ehrlich, ich weiss nicht, wie man es anstellt, so schlecht zu fahren. Nach einer Weile gemächlichen Dahinfahrens, das nur dazu dient, die Spannung zu steigern, geben sie Gas. Sie fahren wie die Säue, jeder möchte den andern beweisen, dass er recht eigentlich zum Vergnügen Auto fährt, zwanglos, und das motorisierte Unterwegssein als eine Selbstverständlichkeit ansieht, die Genuss bereitet, und da keiner hinter den andern zurückstehen will, die Rangordnung ist umstritten, bildet sich innerhalb dieser verschworenen Fahrgemeinschaft eine nicht ungefährliche, um nicht zu sagen explosive Mischung aus Kameradie und Konkurrenz. In dem blödsinnigen Ehrgeiz, das Rennen zu machen, nehmen sie sich etwas vor, das eigentlich unmöglich ist. Jeder will schneller sein als die andern. Jeder will die andern übertrumpfen. Die einzige Spielregel: keiner darf verlieren. Irgendwo geht das nicht auf. Sie versteigen sich zu einem Unfug, den man nur mitmachen kann, wenn man einer von ihnen ist, ein Santichlaus. Das hat seine Logik. Sie fühlen sich als etwas Besonderes, weil sie Santichläuse sind. Jeder von ihnen gibt Gas wie eine motorisierte Vollsau, lachend, bei angeschaltetem Radio, und reisst am Lenkrad herum, als ob das irgendwie biegsam wäre. So rasen sie durch die Nacht, gestandene Männer, Schweizer Bürger, TCS-Mitglieder, Familienväter, die sich einmal im Jahr den Spass erlauben, sich in ruppige Santichläuse zu verwandeln. Es wäre ja ein Wunder, wenn das immer gut ausginge. Meine Kollegen sind berüchtigt dafür, dass sie Autos demolieren, eigene oder andere. Halb so schlimm. Was kaputtgehen kann, ist ersetzbar. Blechschäden lassen sich ausbügeln. Das hat seine Logik. Dennoch gibt es zweifelnde Einwände, Bedenken werden geäussert. Die

aus Leichtsin, Eigensinn oder Übermut resultierende Manövrierunfähigkeit hat schon manche Diskussion ausgelöst. In der Familie, im Turnverein, in der Betriebskantine, in der Schulaufsichtsbehörde, überall, wo sich das zivile Leben von uns Santichläusen abspielt. Darf ein Santichlaus sein Auto zu Schrott fahren? Ich schüttle den Kopf. Mein Bart schwingt hin und her. Ich bin einer von ihnen, ein Santichlaus, und ich schäme mich dafür.

Wie immer geben sie ihr Bestes. Sie brettern die vielen Kurven herauf wie die Wilden. Vielleicht sind sie aber schon ausgestiegen und geistern draussen irgendwo durch die Dunkelheit und suchen das schlecht erleuchtete Gasthofsschild. Ich höre draussen Schritte. Santichlausenschritte? Ich drehe mich zur Tür. Da ist niemand. Die Schritte entfernen sich. Meine Kollegen, denke ich, sind an einen toten Punkt gelangt. Ich kann es mir gar nicht anders denken. Vielleicht sind sie mehrmals im Kreis herumgefahren und immer wieder an dieselbe Stelle gekommen, an den deprimierenden Punkt der verhinderten Weiterfahrt. Weiter geht es hier schon, aber nicht vorwärts. Hat man ein Interesse daran, weiterzukommen, so muss man wenden und eine andere Strasse suchen. Es soll ja Strassen geben, die nie fertig geworden sind, die man im Eifer des hochkonjunkturellen Strassenbaus in eine Gegend geführt hat, über die im TCS-Verzeichnis so gut wie keine orientierenden Angaben existieren. Hier ist man zur Gänze auf sich selber angewiesen. Die Strasse endet vielleicht an einem Schutthügel, verschwindet im Unterholz, und so unbegreiflich das klingt: es kommt vor. Hier werden Verbrechen begangen, alte Rechnungen beglichen, Leichen verscharrt. Ich denke mir, so ein Ort muss es sein, gottverlassen wie eine unzugängliche Kiesgrube im tiefsten Waldwinkel. Die Autos haben sie abgestellt, direkt am heftig umwucherten Schutthügel neben dem bröckligen Asphaltstück, wo die Strasse endet. Sie geben es auf. Sie wälzen sich ächzend aus ihren Autos heraus, kaum zu glauben, dass sie sich noch bewegen können, aber sie können es, sie recken und strecken sich, pusten in die Hände. Über eine noch warme Kühlerhaube gebeugt, konsultieren sie eine Strassenkarte, die einer von ihnen aus dem Schubfach seines Wagens gekramt hat. Es ist ein nichtamtliches Blatt, zudem völlig veraltet, die Strassen, auf die es ankommt, sind darin gar nicht eingezeichnet. Was nun? Die Santichläuse sind nicht dort, wo sie hinwollten, im Kraut sind sie gelandet, soviel ist ihnen klar, die Situation ist alles andere als rosig, ziemlich verfahren ist sie, fast hoffnungslos. Sie weisen sich gegenseitig die Schuld zu. Wer ist vorneweg gefahren? Wer hat nicht aufgepasst? Aber bald merken sie, dass das nichts bringt. Ändert es etwas, wenn man den Schuldigen kennt? Wütend und ohnmächtig starren sie in die Nacht. Abermals umkehren? Nein, kommt nicht in Frage. Das Gewirr der Abzweigungen ist auch in der gewissenhaftesten Rekapitulation nicht mehr zu entwirren.

Bis zum Überdruß sind sie durch diese stupide Landschaft gefahren und haben die winzigkleine Ortschaft gesucht wie die Nadel im Heuhaufen. Jetzt ist Schluss. Die angestaute Wut reagieren sie damit ab, dass sie sich in Santichläuse verwandeln. Sie ziehen die Kutten an, schultern die Säcke, nehmen die Knotenstöcke zur Hand, die Glocken und Ruten. Die Autos überlassen sie der Dunkelheit. Wie die Schwarzwaldräuber, einer hinter dem andern, stiefeln sie durch den Wald und den nächstgelegenen Berg hinauf.

Dieses blinde Drauflosstiefeln ist natürlich sinnlos. Wohin soll es führen? Die Gegend liegt weit ab, kein anständiger Weg, nur so eine Art Wildeselpfad, und nirgends ein Haus. Viel gibt es hier nicht zu machen für einen Santichlaus. Eine schöne Geschichte! Santichläuse ohne Kundschaft. Aber so unvernünftig handeln sie nun auch wieder nicht. Dass sie durch die Dunkelheit stapfen, und zwar so, wie man es von einheimischen Santichläusen gewohnt ist, mit schwarzer Kutte, Holzfällerbart, genagelten Schuhen, Glocke, Knotenstock, Rute und Leinensack, das hat hier ausnahmsweise auch einen praktischen Grund. Als Santichläuse sind sie für die naturnahen Fussgängerzonen gut ausgerüstet. Mit dem Stock können sie den Weg ertasten, mit der Glocke Signale geben. In den Säcken befindet sich Reiseproviant für eine längere Expedition. Und das solide Schuhwerk hält auch den widrigsten Bodenverhältnissen stand. Überhaupt ist man zu Fuss wesentlich flexibler als mit dem Auto. Man verpflanzt sich mit einem einzigen Schritt, während der festgegurte Autofahrer strampeln kann, soviel er will: wenn das Auto den Geist aufgibt oder die Strasse aufhört, kommt er keinen Milimeter weiter. Befreit man sich hingegen von eingefahrenen Verhaltensmustern, unpraktikablen Gewohnheiten, so kommt man automatisch schneller vorwärts, kommt leichter zum Ziel. Eine alte Binsenweisheit. Die Möglichkeit, vorwärts zu kommen, hängt direkt proportional vom verfügbaren Handlungsspielraum ab.

Sorglich und leise haben sie sich auf den Weg gemacht, einer hinter dem andern. Die Nacht ist riesig. Immer wieder bleiben sie stehen und spähen nach einem Licht aus, einer menschlichen Behausung. Ich versetze mich in ihre Lage. Es ist gar nicht so schwierig. Stundenlang sind sie Auto gefahren, und jetzt, wo sie aufs Autofahren verzichten müssen, realisieren sie, freilich etwas missvergnügt, denn diese Ironie ist nur für mich geniessbar, dass sie das schwierigste Wegstück noch vor sich haben. Der Berg steht da wie ein Klotz. Die nächtliche Kühle ernüchtert sie. Sie bekommen die Gesichter von Menschen, die auf Zehenspitzen eine knackende Eisfläche betreten. Ihre Lippen sind ganz schmal. Der Weg abseits der Fahrroute birgt Risiken. Die Santichläuse wissen das. Sie haben Erfahrung. Indem sie die Richtung ihrer Schritte vorsichtig bestim-

men, hin und wieder auch korrigieren, versuchen sie auf dem Weg zu bleiben, der ihnen zuweilen entschwindet: der Boden ist überwuchert, der Wildeselpfad kaum noch zu erkennen. Aber das macht weiter nichts. Sie drängen sich durch, stampfend, keuchend, flüsternd, ein kleines verlorenes Grüppchen irgendwo da draussen zwischen den Bäumen. Könnte es sein, dass sie doch noch ein Haus finden? Könnte es sein, dass sie die Beiz finden, in der ich auf sie warte?

Wer's glaubt! Die Zeit tickt uns davon. Die Zeit ist um. Die Santichlausentour hat sich erledigt, denn bald ist Mitternacht - und der sechste Dezember vorüber. Ausserdem darf ich nicht zuviel trinken. Für jemanden, der sein eigener Chauffeur ist, sind zwei Bierchen schon mehr als genug. Die Rückfahrt, so leid es mir tut, muss auch noch irgendwie bestanden werden. Fräulein, zahlen bitte. Sagt man hier noch Fräulein? Ich glaube schon. Ah, da kommen Sie ja. Danke, dass Sie so prompt sind, Fräulein. Und so freundlich. Wissen Sie, ich bin ein Santichlaus, aber von mir haben Sie nichts zu fürchten, ich bin harmlos. Mit den Rüpeleien meiner Kollegen habe ich nichts zu tun. Schauen Sie mich nicht so an, Fräulein. Ich gebe Ihnen ein währschaftes Trinkgeld. Und mein Ehrenwort als Santichlaus: ich stecke Sie nicht in meinen Sack. *Eine* Frau genügt mir. Also, auf Wiedersehen, hat mich gefreut. Ich fahre nun zurück in die Stadt. Keine Sorge, die Hauptstrasse werde ich bestimmt nicht verfehlen. In meinem Auto habe ich fünf GPS-Geräte, alle voll funktionstüchtig, eine navigatorische Ausrüstung, mit der ich mühelos die Sahara durchqueren könnte. Eines der Geräte gehört mir, die andern habe ich mir sozusagen unter den Nagel gerissen. Dumm für meine Kollegen, dass sie ihre Autoschlüssel immer offen herumliegen lassen. Eine schlechte Angewohnheit, finden Sie nicht auch? Sie runzeln die Stirn? Ich weiss, es ist unfair. Ich habe das Santichlausenrallye mit unlauteren Mitteln gewonnen. Aber einer muss ja gewinnen, einer muss das Rennen machen. Das ist Brauch.

## Die Krankheit

Über die Menschen war der Ausnahmezustand verhängt. Sie erkrankten während der Arbeit oder beim Angeln, im Stadtpark oder im Auto, am Zeitungsstand oder im Kino, häufig auch mitten in der Nacht. Sie erkrankten an allen möglichen Orten und in allen möglichen Situationen und immer ganz plötzlich: von einem Atemzug zum andern war die Krankheit da und setzte sich im Körper fest. Wie die Ansteckung zustande kam, war ein Rätsel, daran wurde fieberhaft geforscht, ein Wettlauf gegen die Zeit. Die Krankheit verbreitete sich mit der Geschwindigkeit eines Gedankens. Bald war sie überall, wo auch Menschen waren, sie lief den Menschen nach und lief ihnen voraus. Die Symptome waren immer ganz gleichartig. Gutartig waren sie nicht. Unter wiederholtem Frösteln stellten sich Kopfschmerzen ein, die sich rasch steigerten, Stiche in der Schläfengegend, dazu Übelkeit, Gerumpel im Bauch. Die Temperatur stieg innert Stunden bis über 40 Grad Celsius, ein heftiger Frost und Hitzeanfall trieb die Kranken ins Bett zurück, kaum hatten sie dieses verlassen, um Hilfe zu holen. An Hilfe war natürlich kaum zu denken, man musste ohnmächtig zusehen, wie die Krankheit ihren Lauf nahm. Mit steigendem Fieber befiel die Kranken ein grosses Müdigkeitsgefühl, vorwiegend in den Händen. Dazu traten Schmerzen in den Muskeln und in den Beckengelenken auf. Die Kranken hatten das Gefühl, schwer krank zu sein, und tatsächlich waren sie es auch, gewissermassen, es ging ihnen schlecht, man sah das, eine Gesundheitsstörung lag vor. Die Lage war bedauerlicherweise so, dass niemand genau wusste, womit man es da zu tun hatte. Die Krankheit hatte noch nicht einmal einen Namen. Man nannte sie deshalb einfach Krankheit. Die Krankheit, sagte man, und alle wussten, dass damit nicht Heuschnupfen gemeint war. Ich bin krank, sagte dieser oder jener bleichgesichtige Patient, und die Leute, die sein Bett umstanden, erschrakten. Die Ärzte waren ratlos, schüttelten die Köpfe, putzten ihre Monokel, packten etliche Medikamente aus und wieder ein und gerieten, als dann die ersten Opfer zu beklagen waren, in die allgemeine Kritik. Wir haben die Krankheit weder erfunden noch in Umlauf gebracht, rechtfertigten sich die Ärzte, wir bekämpfen sie nur. Sie rieten davon ab, in überheizten Stuben zu hocken, und auch die Kälte war ihnen suspekt. Nach verschiedenen Richtungen hin beleuchteten und beschrieben sie die Symptome, und es kam immer das Gleiche dabei heraus. Die Symptome waren immer ganz gleichartig. Nicht aber die Kranken. Die starben oder auch nicht. Manche wurden von alleine wieder gesund, und die Ärzte waren besorgt, weil es ihren Prognosen widersprach. Was die Ursachen der Gesundung betrifft, so hat man darüber noch nichts Konkretes erfahren können, obwohl entsprechende Erkenntnisse vorliegen, die Berichterstattung wird sich zu gegebener Zeit damit befassen müssen.

## Pauls Hund

Paul nahm seinen Hund nicht an die Leine, er kraulte ihm nur ein bisschen die Kehle und lobte ihn für etwas, das wohl eine Sache zwischen Herr und Hund war. Uns ging das eigentlich gar nichts an. Braver Hund, guter Hund, sagte Paul. Hin und wieder sah er zu uns herüber, zwinkerte uns zu. Dann ging er, eine Pastille im Mund, die zwischen seinen Zähnen krachte wie ein Schieferstein, mit schlenkernden Schritten die Wiese hinab. Unter gelegentlichem Zurückschauen, die schlabbrige Hängezunge wie eine Krawatte vor der Brust, lief der Hund voran. Seufzend wandten wir uns den Gläsern zu, den Flaschen, den verbliebenen Kuchenstücken. In Pauls Garten war ein rustikaler Sitzplatz in den Boden einbetoniert, Eichenholztisch mit Eichenholzstühlen, jedes Möbel, selbst das Beistischchen, auf dem die Flaschen standen, unverrückbar festgeschraubt in einer Bodenplatte. Hier, in diesem windgeschützten Winkel des weitläufigen Anwesens, das Paul sein eigen nannte, fühlten wir uns der Natur sehr nahe, Büsche und Bäume umgaben uns mit ihrem Geflirr, ihren Lichtkringeln, daneben Blumenrabatten mit viel mehr Unkraut als Blumen, wir waren in einer Überfülle von Grün begraben, und wäre in der wuchernden Gartenhecke nicht eine Lücke gewesen, breit genug für das Hindurchtreiben einer Kuhherde, so wäre uns die Sicht auf die Wiese hoffnungslos versperrt gewesen. Die Wiese grenzte direkt an den Garten. Sie zog sich leicht abfallend ein Stückweit in den Wald hinein. Dort bildete sie eine Bucht, eine schöne Spielwiese. Als Paul sich endlich am richtigen Ort hingestellt hatte, auf dem zentralen Punkt zwischen den Waldrändern, die diese Bucht einfassten, und mit weit ausholenden Bewegungen ein Stöcklein zu schwingen begann, sahen wir uns mit vielsagenden Blicken an. Unsere kleine Tischgesellschaft musste jetzt ohne Paul zurechtkommen. Soviel war uns klar. Paul, unser Gastgeber, war beschäftigt. Nur leider nicht mit uns. Was für ein Theater, dachte ich, dachten wir hier am Tisch wohl alle. Doch was uns auch immer im Kopf herumgehen mochte, Pauls Getue erschien uns entschuldigbar. Wir nickten einander zu. Jeder von uns hatte ein wissendes Grinsen im Gesicht. Pauls Getue entsprang nicht einer Laune. Es hatte System. Es war ein planvolles Spiel, und das Spiel lief an, umständlich in Szene gesetzt von Paul, der uns wieder einmal seine Hundeliebhabelei vorführte. Der Hund war zapplig, aber auch ein bisschen schwerfällig, komisch schleifend und haltlos sein Gang durchs halbhohe Gras, irgendwie bauchlastig. Wie an zu kurzer Leine trabte er hin und her, sein heiseres Bellen weckte knallende Echos. Dieser Hund, dachte ich, während ich mit Augenzukneifen das Gegenlicht zu dämpfen versuchte, dieser Hund, dachte ich, steckt voller Erwartungen, die nach aussen drängen, in eine fliegende Bewegung hinein. Würde man diese Erwartungen nur ein klein wenig anstupfen, so könnte das Spiel beginnen. Aber was für ein Spiel? Das Spiel,

auf das sich der Hund schon seit einer Weile eingeschossen hatte, war noch nicht erkennbar. Es hatte sich noch nicht eingespielt. Dass da einer mit seinem Hund und mit einem Stöcklein in der Hand die Wiese hinabgegangen war, besagte noch nichts. Vorläufig war dieses Spiel nichts als eine Ankündigung mit Gebell und einem Stöcklein. Kaum genug, um uns für Pauls Abwesenheit zu entschädigen. Aber immerhin ein Präludium für Schaulustige, also für uns, die wir halb emporgerichtet zusahen (wobei eigentlich?) und kaum erwarten konnten, dass da etwas geschah. Allzu lange brauchten wir nicht zu warten: bald schon tat sich etwas, das sich recht gut anliess. Aufgepeitscht wie ein Jagdhund, dazu auch noch pat-schig wie ein junger Bär, ein schlecht geschnürtes Bündel Rauf- und Lauflust, so duckte sich der Hund ins Gras, warf sich hin und her, warf sich herum, schnellte vor und zurück und scharfte mit den Vorderpfoten die Erde auf. Als das Stöcklein auf ihn zuflog, hob er so rasch und freudig vom Boden ab, dass wir lächeln mussten. Was für ein Hund! Wir entspannten uns, zogen die Beine dicht zu uns heran und warfen sie flegelhaft über die Stuhllehnen. Es war die schiere Erleichterung darüber, dass Paul seinem Hund endlich etwas zu tun gab. Er stellt ihm eine Aufgabe, nahm ihn spielerisch in Pflicht. Es war jetzt alles in Ordnung, das Spiel ging flott voran. Jemand, ich glaube es war Knoll, griff nach der Weinflasche und schenkte grosszügig nach: vor allem sich selbst. Mit seiner Hundeliebberei hatte Paul uns schon oft gelangweilt, aber diesmal unterhielt er uns prächtig. Das Spiel war schlichtweg sensationell. So etwas hatten wir noch nie gesehen, auch nicht bei Paul. Bei seinen mehr oder weniger öffentlichen Hundevorführungen hatte er noch nie ein Stöcklein gebraucht. Er hatte auf jedes Beiwerk verzichtet, woraus sich ein Mittel-ding zwischen Zirkusdressur und einfachem Gassigehen entwickelt hatte, Pauls ganz eigene Hundenummer. Die kannten wir. Sie bestand darin, dass Paul seinen Hund beiläufig beschäftigte, ihn mit Händeklatschen und Herumrennen in Atem hielt, ohne irgendwie fordernd zu sein, es war ja nicht einmal ein Spiel, es war weniger als ein Spiel, eine winzige Nebensache am Weg- oder Wiesenrand zwischen Herr und Hund, nichts Angestregtes oder Demonstratives. Mit dem Stöcklein ging er nun einen Schritt weiter; er setzte die Schwierigkeiten für den Hund wie auch für sich selbst herauf. Insofern war das Stöcklein eine Bereicherung. Es brachte Spannung in die Sache. Es vergrösserte den Aktionsradius von Mensch und Hund, und auch wir, die Zuschauer, konnten dem unermüdlichen Stöcklein-Werfen und Stöcklein-Aportieren etwas abgewinnen. Durch das Stöcklein wurden wir gleichsam in einen vergrösserten Radius mithineingenommen. An diesem massiven Eichenholztisch, den wir seit Stunden nicht mehr verlassen hatten, fühlten wir uns auf einmal wie befreit von einer Schwere, einer allzu menschlichen Schwerfälligkeit. Alle waren wir uns im klaren darüber, dass Paul seine Hundeliebberei um ein Beträchtliches erweitert hatte. Dementsprechend erweiterten sich

auch unsere Gespräche, wir sprachen bald über nichts anderes mehr als über Hunde und Hündeler, und es glich schon fast einem Wettkampf, wie jeder von uns seine Erfahrungen und Kenntnisse auf diesem weitläufigen Gebiet herausstrich. Jeder von uns war erpicht darauf, seine Hundeerfahrungen und Hundekenntnisse als etwas Wichtiges und Diskussionswürdiges herauszustellen. Vor allem Knoll erwies sich als grosser Hundekenner. Während ich den absurd gestutzten Pudel meiner Cousine Annegret beschrieb, lehnte sich Knoll behaglich zurück und grinste wie jemand, der so etwas schon hundertmal gehört hat. Pudel, meinte Knoll, sind wahrscheinlich die schwulsten Tiere, die es gibt. Man muss sie künstlich befruchten, sonst sterben sie aus... Lachend legte er seine riesigen Landarbeiterhände auf den Tisch. Für die Handhabung von Hundebürsten waren sie wie geschaffen. Ich hatte auch einmal einen Hund, sagte Knoll, indem er meine Pudelgeschichte einfach wegwischte. Mein Hund, sagte Knoll, hiess Stoffel. Er war gemütlich und gemütvoll und folgte immer getreu meinem Wort. Täglich ging ich mit ihm zum nächsten Waldrand. Auf diesen Spaziergängen verhielt sich Stoffel immer sehr gesittet und ruhig. Auch wenn ich ihn von der Leine liess, damit er sich austoben konnte. Sein Getobe hielt sich üblicherweise in Grenzen. Er sprang ein bisschen herum, untersuchte, ohne ins Einzelne oder Tiefere zu gehen, die Bodenoberfläche, das Gras, die kleinstämmigen Ausläufer des Waldes, und trottete dann schleunigst wieder zu mir zurück. Eines Tages blieb er dicht vor dem Waldrand stehen und begann wie ein Irrer die Bäume anzubellen. Potztausend, dachte ich, was ist denn in diesen Hund gefahren? Ich war doch sehr verwundert. Auf einmal wurde mir klar, dass es ihm recht wohl war mit seinem Gebell. Was er da tat, war die natürlichste Sache der Welt. Mein Hund war scharf auf sein eigenes Echo. Er bellte in den Wald hinein, weil der Wald trotz seiner Dichte und Verfilztheit das Gebell nicht etwa verschluckte, sondern zuverlässig zurückwarf. Mein Hund, ansonsten gar nicht so dumm, glaubte es mit einem vierbeinigen Fremdling zu tun zu haben und verteidigte seine durch die häufigen Spaziergänge gefestigten Revieransprüche mit dem Stolz und dem Mut eines bodenständigen Wächters. Doch der Eindringling war auch nicht gerade von der feigsten Sorte, hartnäckig schien er sich gegen das Gebell meines Hundes zu behaupten und gab keine Sekunde lang nach. Ohne zu ahnen, dass er nur auf seine eigene Reaktion reagierte, beantwortete Stoffel diese Brüskierung mit lautstarkem Gebell. Was nicht unerwidert blieb. Und so ging es hin und her, was eigentlich zum Totlachen wäre, hätte ich nicht den Umstand zu beklagen gehabt, dass es Stoffel war, der sich so verhielt, und nicht irgendein dahergelaufener Köter aus dem Nachbarsdorf. Da ich ihn nicht wegzerren mochte, liess ich ihn am Waldrand zurück. Erst spät am Abend kam er nach Hause getrottet. Von da an wiederholte sich dieses Bellmanöver täglich, ohne dass ich mich dazu hätte entschliessen können, Stoffel zur Vernunft

zu bringen. Ich hätte es einfach nicht übers Herz gebracht, irgendeinen Zwang auf ihn auszuüben. Anstatt ihn an die Leine zu nehmen, spielte ich die Rolle des besorgten Beobachters. Ich duckte mich in ein Versteck, um ihn nicht zu stören, machte mich dann aber nach einer Weile auf den Nachhauseweg, ohne Stoffe natürlich. Den liess ich am Waldrand zurück. Nach etwa einer Woche mehrten sich die Anzeichen eines Nachgebens, einer Resignation. Stoffel wurde heiser und müde. Er hockte sich einfach nur hin, gab keinen Laut von sich, lauschte. Der andere, dieser geheimnisvolle, jetzt auf einmal so schweigsame Hund war immer noch da und hielt seine Stellung, das wusste mein Hund, und das Schweigen kam ihm offensichtlich genauso bedrohlich vor wie das Bellen. Eines Abends kam er, wie schon viele Abende zuvor, mit hängendem Kopf ins Haus getrotet, schnüffelte lustlos an seinem Spielzeug herum und legte sich dann auf seine Strohmatte. Aber nicht für lange. Der Gedanke, dass sich im Wald ein Hund herumtrieb, der schlau genug war, nicht zu bellen, liess ihm offensichtlich keine Ruhe, und nachdem er sein Abendbrot verschlungen hatte, das währschafte Krafftutter aus der Dose, lief er wieder hinaus, um seinen Posten zu beziehen. Ich meinerseits schlich wieder in mein Versteck, um Stoffel zu beobachten. Im schwachen Mondlicht sah ich ihn am Waldrand stehen wie eine Statue. Er liess nur ein einziges Kläffen hören, eine Art Probekläffen, um sicherzugehen, dass der andere Hund noch da war, dieser ebenso schlaue wie fanatische Gegner, der es scheinbar drauf absah, jedes Kläffen meines Hundes ohne Verzögerung zu beantworten, sich im übrigen aber schweigsam verhielt. So wurde die Pattsituation erneuert, und mein Hund setzte sich mit aufrecht gestellten Ohren hin, um die ganze lange Nacht hindurch zu schweigen und das grosse Schweigen des Waldes zu belauschen. So ging es nun jede Nacht, während Stoffel die Tage mit schläfrigem Herumliegen verbrachte. So sammelte er seine Kraft für die nächste Nacht und das nächste Zusammentreffen mit dem geheimnisvollen Waldhund. Ihm machte Stoffel Nacht für Nacht seine Aufwartung. Jede Nacht lief er hinaus, als wäre dort draussen eine grosse Sache im Gange, die er auf keinen Fall verpassen durfte, und ich erlaubte es ihm. Es war ihm ja offensichtlich ein Bedürfnis, die Nächte draussen zu verbringen, am Waldrand bei seinen Bäumen. Meistens schlich ich mich schon nach wenigen Stunden davon, froh, in mein Bett schlüpfen zu können. Ich war mir sicher, dass er sich nicht von der Stelle rühren würde, der andere Hund rührte sich ja auch nicht, wie festgebannt blieben beide dort sitzen, jeder auf seinem Platz, der dem Platz des andern genau gegenüberlag, und so verharrten sie reglos beidseits des Waldrands, der eine Hund im Wald drinnen, der andere draussen, und beide lauschten und starrten in die nächtliche Stille hinein. Der Wald in der Nacht, eine grausige Masse aus Holz voll Fäulnis und Schwärze, war für Stoffel vermutlich ebenso beängstigend wie verlockend, weil er nachts noch viel weniger als am Tag irgendetwas über

diesen andern Hund herausfinden konnte und es trotzdem immer wieder versuchen musste. Diese Zwanghaftigkeit machte mir zu schaffen. Wo blieb ich? Ich fühlte mich zurückgesetzt, übergangen. Allem Anschein nach war Stoffel in Gedanken überhaupt nicht mehr bei mir. Ich, der ich ja innigst an ihm hing und es nie für möglich gehalten hätte, dass jemals irgendetwas Trennendes zwischen uns geraten könnte, machte mir so meine Gedanken. Ich ertappte mich dabei, wie ich den Irrglauben meines Hundes zu teilen begann. Die Existenz dieses zweiten Hundes erschien mir - auch gegen jede Wahrscheinlichkeit - immer wahrscheinlicher. Was sprach dagegen, dass es ihn gab? Im Dunkel des Waldes musste etwas verborgen sein, das erklären konnte, warum Stoffel nicht lockerliess, warum er wieder und wieder an den Ort seines Lauschens und Bellens zurückkehrte. Ja, was war's? Was zog Stoffel ständig wieder dorthin? Er war weder verdreht noch dumm, das wusste ich, und schliesslich hatte er das bessere Gehör als ich, vom Geruchsempfinden ganz zu schweigen. Ich versuchte ihn zu verstehen. Ich versuchte in sein Fell zu schlüpfen. Indem ich auf allen Vieren und mit der Nase am Boden seine Sichtweise einnahm, sein Schnuppern imitierte und meine Ohrmuscheln mit Klebeband in eine für das Lauschen günstige Position brachte, gelang es mir annäherungsweise, in seine Welt einzudringen. Ich kam auf den Hund. Was damals, mir selber noch unbewusst, in mir heranreifte, war ein völlig neues Verständnis für meinen Hund, es war die *perfekte Hundeliebe*.

Während Knoll über die *perfekte Hundeliebe* sprach, entfernten sich Paul und sein Hund immer weiter vom Gartensitzplatz. Ich meine das nicht wörtlich, Herr und Hund entfernten sich nicht wirklich, nicht räumlich, sie waren immer noch dort, wo sie schon eine ganze Weile miteinander gespielt hatten, aber es schien, als hätte sich das Spiel von uns abgekoppelt und sich in eine für uns nicht mehr ganz einsehbare Richtung entwickelt. Wenn wir hinabblickten auf die Wiese, taten wir es mit einer gewissen Verlegenheit. Pauls Eifer war uns unheimlich. Wir hofften, dass Paul den Punkt finden würde, wo man solche Spiele abbricht, aus Erschöpfung oder einfach nur aus Anstand. Paul hatte diesen Punkt womöglich schon längst überschritten. An seinem Tun war etwas Unerhörtes, das uns beeindruckte, aber auch erschreckte. Wir sahen ihn herumlaufen, wir sahen ihn dastehen und dem Hund ein Zeichen geben. Paul schwenkte in seiner Hand das Stöcklein. Uns schien er vergessen zu haben. Wir akzeptierten das. Wir deuteten auf diesen hemdsärmlichen Mann, der sich so sehr auf seinen Hund konzentrierte, dass er für die ganze übrige Welt verloren schien. Wir schubsten uns scherzhaft und sagten: ist das noch Paul? Ist das wirklich noch Paul? Wir sahen ihn die Arme hochwerfen. Er machte Wirbeldrehungen und dirigierte mit dem Stöcklein den Hund in diese oder jene Richtung. Zwischen den beiden ging einiges vor sich. Wir Zuschauer rührten uns nicht von der Stelle. Wir blieben am Tisch. Wir

blieben aus dem Spiel. Paul, denke ich, war das nur recht. Uns Hundelaien war der Umgang mit seinem Hund verboten, oder genauer gesagt: um nicht wirrköpfig zu werden, sollte Pauls Hund daran gehindert werden, sich mit uns abzugeben. Pauls Hund gehörte zu Paul und zu niemandem sonst. Der Hund gehört zu seinem Herrn und ist von ihm abhängig. Das klingt vielleicht nicht sehr hundefreundlich, ist aber eine Tatsache, die in jedem Hundebrevier als Schlüssel zum Verständnis des Hundes beschrieben wird. Der Hund braucht keinen Schulungsvortrag, um Gehorsam zu lernen, auf Anhänglichkeit und Gehorsam versteht er sich von Natur aus. Was natürlicherweise eine besondere Beziehung voraussetzt. Ein Hundehalter, der die Fühlung mit seinem Hund verliert, verliert auch den Hund. Wer wüsste das nicht? Jeder Hund braucht einen Menschen, der ihm ungeteilt zur Verfügung steht, eine konstante und verlässliche Bezugsperson, eine feste Hand. Und der Mensch kann daran wachsen, an einer Hundebeziehung kann ein Mensch zu seiner vollen Menschengröße emporwachsen wie an einem Spalier. Die instinkthafte Gefügigkeit seines Hundes war für Paul eine Aufgabe, die sein hundepsychologisches Einfühlungsvermögen in ungeahnte Höhen trieb. Dort auf jenen Höhen, wo der Mensch nicht mehr auf Handzeichen, Trillersignale, Zurufe und Lächerlis angewiesen ist, um seinen Hund im Griff zu haben, sondern im Hundetraining eigentlich nur noch die reine Gedankenkraft benötigt, die reine Willenskraft, bildet sich der menschliche Charakter wie nirgendwo sonst. Dort bewährt sich jene befehlsgewaltige Selbstsicherheit, die den guten Hundehalter auszeichnet. Dieser Hund war freilich nicht irgendein Hund, er war etwas Besonderes. Zum Beispiel zeichnete es ihn in besonderem Masse aus, dass er Paul gehörte, das allein schon war eine respekteinflössende Besonderheit, aber darüber hinaus war dieser Hund auch noch ein Charakterhund, mit dem man, um ihn nicht zu beleidigen, sozusagen auf höchster Ebene verkehren musste. Paul warf ihm das Stöcklein nicht direkt zu, das wäre dann doch zu einfach gewesen, eine unsportliche Erleichterung, Paul warf es über den Hund hinweg in die Weite des Umlands, also irgendwohin in die Ferne, und der Hund kugelte sich, fing sich auf und sprintete dem Stöcklein voran oder unter ihm hindurch, federte hoch wie ein Delfin und drehte sich dabei auch noch auf den Rücken: so schnitt er die Flugbahn des Stöckleins und holte es mit einem gezielten Zuklappen der Schnauze aus der Luft. Die Wurfweite war erstaunlich. Paul war ein guter Werfer. Einmal war der Hund da, dann wieder dort. Man kam fast nicht mit. Ein silbrig schimmerndes Aufwirbeln von Gras begleitete sein Hin- und Herflitzen wie ein Schatten. Weil er so unglaublich schnell war und in so kurzer Zeit so unglaublich weite Strecken zurücklegte, schlossen wir Wetten darüber ab, wie lange er noch durchhalten würde. Wenn Paul es drauf angelegt hätte, hätte er aus diesem Hund einen Champion machen können. Pauls Hund hätte jedes Rennen, jeden Hindernislauf mit Leichtigkeit gewinnen kön-

nen. Wir brachten den beiden eine sportliche Zuneigung entgegen. Wir klatschten und piffen, um unserer Begeisterung Luft zu machen. Es war uns ein Bedürfnis, diesen Hund anzufeuern. Und mit ihm auch Paul. Durch die Schalltrichter unserer Hände riefen wir frei erfundene Hundennamen, die auf Seiten des Hundes natürlich keinerlei Reaktion hervorriefen. Was wir da taten, war kindisch. Selbstverständlich hörte Pauls Hund nur auf seinen angestammten Rufnamen, und auch dann nur, wenn Paul es war, der diesen Namen rief. Nur Paul stand es zu, Einfluss auf seinen Hund zu nehmen, und er wahrte darin eine gewisse Diskretion, wandte seinen Einfluss nur gerade so weit wie unbedingt nötig an. Im grossen und ganzen kam Paul während des Wurfspiels ohne Zurufe aus. Der Hund gehorchte auch so, wie durch Gedankenkraft gelenkt, nur selten einmal rief Paul ihm etwas zu oder gab einen Pfiff ab, wenn sich der Hund in seiner spieltriebgesteuerten Kühnheit oder Gedankenlosigkeit zu weit vom Ausgangspunkt entfernte, insbesondere bei den Weitwürfen in Richtung Nordost, wo die Wiese sehr undeutlich in Kuhweiden und Kleefelder überging. Wie aber lässt sich erklären, dass der Hund *zu weit* springen konnte, wenn doch Paul mit dem Stöcklein die Wurfweite wie auch die Springweite jeweils vorgab, es also in der Hand hatte, wie weit der Hund jeweils hinter dem Stöcklein herzuhecheln hatte? Nun, die Sache war die: Wurfweite und Springweite waren keineswegs immer identisch. Manchmal sprang der Hund, bevor er das Stöcklein schnappte, irgendwo ins Kraut hinein, um sich in einem Akt unnötiger Akrobatik zurück- und dem Stöcklein entgegenzuwerfen. Und manchmal drehte er, kaum hatte er das Stöcklein im Maul, noch eine allürenhafte Extrarunde, brach in irgendeine Richtung aus, um die überschüssende Freude über seinen geglückten Fang abzureagieren. Paul spielte dann den Aufpasser, eine wichtige Rolle in diesem Spiel. Für den Hund war es bestimmt nicht immer leicht abzuschätzen, bis wohin er sprinten durfte, ausser den Waldrändern gab es ja auch keinen festgesetzten Rahmen, keine Abschrankung. Aber auch die gut sichtbaren Waldränder waren für diesen Hund kein Hindernis, hechelnd und mit grossem Körpereinsatz durchbrach er jede naturgewachsene Schranke. Mehrmals stürmte er Hals über Kopf in die frühherbstliche Blätterwand hinein, krachte wie eine Granate ins Gestrüpp, verschwand zwischen den Bäumen und kämpfte kläffend, wenn auch nie länger als einen kurzen Augenblick, gegen das Unterholz an. Er sprang hinein und gleich wieder heraus. Eine erstaunliche Leistung. Da Paul, nicht anders als sein Hund, immer ausgelassener wurde, flog das Stöcklein nicht nur bis zum Waldrand, sondern immer häufiger auch in den Wald hinein. Wie ein willkürlich geschossener Pfeil fetzte das Stöcklein durch die Laubwand hindurch und in den Wirrwarr aus Gestrüppen, Baumstrünken, Jungbäumen und herumliegendem Totholz. Der Hund zögerte keine Sekunde. Er fischte das Stöcklein gewissermassen aus der unendlich verzweigten Holzmasse des Waldes, um

es zuverlässig zu apportieren. Immer und immer wieder tauchte dieser unglaubliche Hund in den Wirrwarr aus Millionen von Stöcklein und Ästlein, ohne auch nur einmal das falsche Stöcklein zu erwischen. Das von Paul geworfene Stöcklein brachte er jedesmal zuverlässig zurück. Dass es das gleiche Stöcklein war, das absolut identische Stöcklein, bezweifelte niemand von uns. Wussten wir doch, mit was für einem Hund wir es hier zu tun hatten. Es war nicht irgendein Hund. Es war Pauls Hund.

Wir bewunderten Paul. Und noch mehr bewunderten wir seinen Hund. Andererseits bewunderten wir auch ein bisschen uns selbst. Völlig ohne Hundekenntnisse waren wir nämlich nicht, niemand von uns. Auch ich, sagte Lorenz, hatte einmal einen Hund, es war ein Zwergphönizier... Lorenz stöpselte die Plastikkanne zu, nachdem er sich einen Kaffee eingegossen hatte. Er hantierte mit dem Zucker. Mein Hund, fuhr Lorenz fort, hiess verwirrenderweise wie ich. Er hiess Lorenz. Das ist leicht zu erklären. Ich finde, dass man bei der Auswahl eines Hundes immer nur von sich selbst ausgehen kann. Man hat grosse Ohren, also entscheidet man sich für einen Hund mit grossen Ohren. Ich heisse Lorenz, also habe ich mich für einen Hund namens Lorenz entschieden. Lorenz, mein Hund, war gutmütig, aber nervös, leicht aufregbar. In vielem war er mein Ebenbild, auch seine Beweglichkeit war mir nur allzu bekannt, sie erinnerte mich an mich selbst, an meine eigene Beweglichkeit und Bewegungslust, und diesen gemeinsamen Stärken und Schwächen trugen wir Rechnung, indem wir uns so oft wie möglich dem gemeinsamen Bewegungsdrang ergaben. Man regt sich ja immer so leicht auf, wenn man zu wenig Bewegung bekommt. Zumindest mir geht es so, ich brauche gute, regelmässige Bewegung an der freien Luft, und für diesen Zweck hatte ich in Lorenz die ideale vierbeinige Ergänzung gefunden. Er brachte mich in Bewegung, und ich tat alles, um seine diesbezügliche Bemühung mit ausgedehnten Spaziergängen zu honorieren. Wir waren uns sehr verbunden. Mein Hund war dennoch ein Hund, und ich war ihm als Mensch vor die Nase gesetzt, damit er jemanden hatte, zu dem er hochschauen konnte. Das hatte schon seine Richtigkeit. Ich war sein Vorgesetzter, er mein Untergebener. Damit waren wir beide einverstanden, und ich war rücksichtsvoll genug, ihn meine menschliche Überlegenheit nicht allzu sehr spüren zu lassen. Nur weil der beste Freund, den man hat, ein Hund ist, heisst das noch lange nicht, dass man ihn auch wie einen Hund behandeln muss. Das heisst: von oben herab. Von oben herab sollte man nicht einmal Kinder und Dienstmädchen behandeln, geschweige denn Hunde. Man komme mir nicht mit Leinenobligatorium und solchem Zeug! Einen Hund an der Leine zu führen ist das Letzte, was man einem Hund zumuten darf. So darf man einen Hund nicht behandeln, vor allem nicht den eigenen! Ein Hund ist ein Hund - und kein Gürteltier, das man an der Leine führen muss, weil es auf die Leute zutatzeln und sie zu To-

de erschrecken könnte. Meinen Lorenz von der Leine zu lassen, war mir ein absolutes Bedürfnis, da es auch *seinem* Bedürfnis entsprach. Auf unsern Spaziergängen und Wanderungen erlebte ich ihn oft als Wirbelwind. Jawohl, wie ein Wirbelwind jagte er die Wiesen hinauf und hinunter und durchbrach die Weidenhecken, und mehr als einmal wäre er fast von einer Kuh aufgespiesst worden. Grosse Tiere, die in dumpf daherstampfenden, lokomotivartig schnaufenden Herden auftraten, weckten sein lebhaftestes Interesse. Obwohl den Kühen an Grösse und Kraft weit unterlegen, kehrte er ihnen gegenüber den Leithund heraus und sprang mit spitzem Gekläff um sie herum. Er trieb sie zusammen oder auseinander, je nach Lust und Laune. Und natürlich war es ein Spiel mit dem Feuer. Bei Kühen mit Jungvieh konnte es schon mal vorkommen, dass sie mit gesenkten Hörnern auf ihn zuwalzten und ihn zwangen, das Feld zu räumen. Nicht immer ging das glimpflich aus. Unvergesslich bleibt mir eine Kuh, die uns mit verdrehten Augen und Schaum vor dem Maul bis ans Kuhgatter nachstampfte, wo ich mich trotz meines Bierbauchs über das kotige Gestänge schwang, dicht gefolgt von Lorenz, der wie ein Flughund hinter mir dreinflog.

Lorenz, der Mensch, sah uns eindringlich an. Nachdenklich schoben wir unsere Teller hin und her. Die Sonne stand auf einmal sehr tief. Aha, sagte Knoll, fertig gespielt. Paul stapfte langsam auf uns zu. Ohne Hund. Der Hund hockte verlassen auf der Wiese. Er schnappte nach Luft, und die Luft stand still. Es war die gewohnte Windstille des Abends, kein Blättchen rührte sich, während sich der Himmel auffällig verfärbte. Zwischendurch blieb Paul stehen und wischte sich die Stirn ab, blickte kurz zurück und rief: Was ist denn? Jetzt komm schon! Paul klopfte sich auf den Oberschenkel. Willst du wohl! Der Hund guckte ihn an, als sei das richtige Stichwort noch nicht gefallen. Als Paul bei uns ankam, versank die Sonne in grünlichgelben Schlieren hinter dem Wald. Der Hund stöberte am Waldrand herum. Es war unklar, was er dort unten noch trieb. Weshalb er sich Paul nicht angeschlossen hatte. Paul liess ihn gewähren. Er zuckte die Achseln, rückte sich einen Stuhl zurecht, setzte sich breitbeinig hin. Wir schenken ihm ein. Paul wollte Wasser, nur Wasser. Das Glas in der Hand, sah er über die Distanz hinweg, die er soeben zurückgelegt hatte. Das ist ein Hund, was! lachte Paul. Er schnippte mit den Fingern und zwinkerte uns zu. Er war stolz auf seinen Hund. Wenn er die Sprünge seines Hundes beschrieb, war das keine Angeberei. Es war Stolz, und er beschrieb diese Sprünge wie die Lausbubereien eines Kameraden, den er zwar drollig fand, aber trotzdem im besten Licht erstrahlen liess.

Einige Zeit später - wir lachten gerade über irgendeine Bemerkung, eine Witzelei von Knoll vielleicht - geschah es, dass einer nach dem andern in

die gleiche Richtung zu schauen begann, nämlich die Wiese hinab zum Wald, während einer nach dem andern zu lachen aufhörte. Die Wiese lag verlassen in der Dämmerung. Von Pauls Hund war weit und breit nichts zu sehen. Eine Lagebeurteilung wäre jetzt mehr als angebracht gewesen. Doch worauf hätte sie sich stützen sollen? Immerhin bemerkten wir am Waldrand unten ein Huschen, und fast gleichzeitig drang aus dem Gewirr der Stämme und Dickichte ein Gebell zu uns herauf, das sich unglaublich rasch entfernte und sich abrupt nach oben schraubte, gerade so, als würde es sich durch den Zustrom von Helium in ein Zwergenstimmchen verwandeln. Dieses Bellen traf uns unvorbereitet. Es war kein normales Hundebellen, obwohl es immer noch stark an einen Hund erinnerte. Während wir erschrocken hinhorchten, wurde es immer zittriger und dünner, bis es nur noch ein hohles, flattriges Sirren war, das sich irgendwo im Himmel zu verlieren schien. Wir pressten unsere Hände gegen die Tischkante. Das Holz fühlte sich kalt an. Mir kamen die wildesten Vermutungen. Ich ahnte schon das Richtige, wollte es aber noch nicht wahrhaben. Das Richtige wäre das Undenkbare gewesen, das Unmögliche, doch das Richtige wollte ich nicht wahrhaben, also begnügte ich mich mit einer Vermutung, die sich dann später als falsch herausstellen sollte. Pauls Hund, dachte ich, wobei ich Knoll, Dürr, Möckli, Stücklisberger und Lorenz ansah, dass ihnen dieser nächstliegende logische Gedanke ebenfalls durch den Kopf ging, Pauls Hund, dachte ich, hat sich bestimmt nicht mutwillig davongemacht, sondern irgendeine unwiderstehliche Witterung aufgenommen. Es überraschte mich, dass Paul seinen Hund nicht herrief. Paul sass nur da. Keine Reaktion. Dein Hund! riefen wir. Wo ist dein Hund? Keine Reaktion.

Wie um uns zu foppen, tauchte der Hund zwischendurch ganz überraschend wieder auf. Ein Stück Fell, ein Gehaspel aus Beinen, ein Wischen. Von Mal zu Mal war ein bisschen weniger von ihm zu sehen und schliesslich fast gar nichts mehr. Nur hie und da - oh Gott! riefen wir, am Tisch aufspringend, schaut mal da, schon wieder! - noch etwas Hundeähnliches mit kleinen rotierenden Beinchen dran, das war alles. Und dann wieder nichts... Und dann... Wir begriffen nichts und griffen uns an den Kopf. Jeder fragte den andern, ob er das auch gesehen habe. Was? fragte der Gefragte zurück. Eben das! Den Hund! Ja, klar. Man habe das auch gesehen. Es sei keine Einbildung. Jeder am Tisch, ausser Paul, konnte schwören, dass es Pauls Hund war - und dass dieser Hund wirklich und wahrhaftig *dahinschwand*. Und jedesmal, wenn wir schon glaubten, er habe sich in der Ferne und Vagheit des ausgedehnten Waldes endgültig aufgelöst, tauchte er irgendwo ganz plötzlich wieder auf, momentweise zumindest sahen wir sein Fell, sahen seine verwischte und halb von Blättern bedeckte Gestalt und hie und da irgendeine aus dem Unterholz hervorschnellende flüchtige Bewegung. Nach und nach wurde

uns dann aber klar, dass der Hund sich trotz der unaufhörlichen Schlaufen und Bögen, die er zog, von uns entfernte. Und nicht nur von uns. Pauls Hund entfernte sich aus der hiesigen Gegenwart, wo man die Dinge sehen, hören, fühlen, schmecken und tasten konnte, weil sie da waren. Und Pauls Hund war nun eben nicht mehr da - oder nicht mehr vollständig da, was ihn dem Sehen, Hören, Fühlen, Schmecken und Tasten quasi entrückte. Knoll sprach zögernd von einem "Aus-der-Welt-Fallen". Und Stücklisberger doppelte nach, indem er das Verschwinden des Hundes als "Entmaterialisierung" bezeichnete. Das dämmerhafte Versteckspiel war kaum noch auszumachen, wir konnten es höchstens noch ein bisschen erahnen, wenn irgendwo eine leichte Unruhe durch den Wald ging, ein Geraschel oder Seufzen, und wir fragten uns: war das noch der Hund? War das noch Pauls Hund? Paul! riefen wir verzweifelt. Was ist mit deinem Hund? Wir schüttelten Paul, benetzten sein Gesicht mit Wasser. Er starrte uns an. Keine Reaktion.

Wir lauschten. Irgendetwas konnten wir noch hören. Aber was? Das konnte auch sonstwas sein. So sehr wir auch den Atem anhielten: ein Getrappel von Hundepfoten war nicht herauszuhören. Über das sonderbare Vorkommnis senkte sich ein Vorhang aus normalen Naturgeräuschen, und bald fiel kein Laut mehr, es wurde totenstill. Die Nacht brach an. Wir waren ratlos und erschüttert. Lange Zeit spähten wir weiter in den Wald hinein, obwohl wir wussten, dass es sinnlos war. Dass ein Hund, der sich, wie Paul uns immer wieder versichert hatte, nie die leiseste Unbotmässigkeit hatte zuschulden kommen lassen, dass ausgerechnet dieser Vorzeigehund unaufgefordert in den Wald hineingestürzt und darin verschwunden war, und mehr noch: dass er sich dabei *vor unseren Augen* entmaterialisiert hatte, erschien uns so unbegreiflich wie ein chinesisches Zauberkunststück mit fliegenden Menschen und singenden Affen.

Die Ruhe währte nur kurz. Plötzlich sprachen alle durcheinander, ausser Paul, der immer noch wie versteinert dasass. Knoll, Dürr, Möckli und Stücklisberger schlossen sich zu einem Suchtrupp zusammen. Auf einmal waren sie Männer, die angesichts der aussergewöhnlichen Situation etwas tun mussten. Die wild entschlossen warem, den Hund zu finden - und die Ursache seine Verschwindens aufzuklären. Lorenz und ich hielten es für besser, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Pro forma machten wir trotzdem mit. Zu zweit suchten wir ein bisschen den Waldrand ab, während sich Knoll, Dürr, Möckli und Stücklisberger - ein trotzig zu allem entschlossenes, kleines, scharfäugiges Grüppchen - tiefer in den Wald hineinwagten. Paul liessen wir zurück. Es war uns einfach nichts in den Sinn gekommen, womit wir ihn hätten aufscheuchen können. Zu gross war sein Schock. Er reagierte auf nichts. Er sass nur da. Paul war nicht mehr Paul, und sein Hund war nicht mehr sein Hund....

Lorenz und ich machten uns grosse Sorgen um Paul, fast mehr noch als um seinen Hund. Der arme Paul, seufzte ich. Der arme Paul, seufzte Lorenz. Den Hund erwähnten wir nicht. Während ich mich von Baum zu Baum tastete, kam Lorenz, der in seinen raschelnden Kordhosen neben mir herging, wieder ins Reden. Ich habe die Geschichte von meinem Hund noch gar nicht zu Ende erzählt, sagte er keuchend, eines Tages, es war ein Donnerstag kurz vor Weihnachten, verschluckte mein Hund ein Mandarinchen und erstickte daran. Mehr zu erzählen habe ich nicht, es war das Ende meines Hundes, und ich glaube nicht, dass ich jemals wieder einen Hund haben möchte. Ein Hund ist nicht zu ersetzen - vor allem nicht durch einen andern Hund.

Lorenz und ich blieben stehen. Er zündete sich eine Zigarette an, das Streichholz in seiner Hand flammte kurz auf. Es zischte, wie wenn es nass geworden wäre. Tatsächlich war die nächtliche Luft ein bisschen feucht. Auf den Rest der Mannschaft brauchten wir nicht lange zu warten. Knoll, Dürr, Möckli und Stücklisberger kamen aus der Dunkelheit herangestapft. Ohne Hund und ohne Nachricht. Mit glimmenden Zigaretten blieben sie stehen, eine Weile sagte niemand auch nur ein Wort. Es wurde gehüstelt und geräuspert.

Und dann sagte Dürr etwas sehr Sonderbares. Aus Tangramsteinchen, sagte Dürr, kann man eine Figur zusammensetzen, die wie ein Hund aussieht. Aber wenn man die Tangramfigur auflöst, bleibt nichts von diesem Hund übrig. Nichts! Es bleibt nur die Feststellung, dass es diesen Hund womöglich gar nie gegeben hat.

## Eduards Hut

Eduard hat seinen Hut verloren. Der Wind hat den Hut vom Kopf geblasen. Also, da hört sich doch alles auf! Eduard ballt die Fäuste, seine Fäuste sind Kinderfäuste, aber schütteln kann er sie trotzdem. Das mit dem Hut, das lässt er sich nicht gefallen! Er muss den Hut wiederhaben. Eduard grübelt darüber nach, versucht sich an alles zu erinnern, was in irgendeinem Zusammenhang mit dem Verschwinden seines Hutes stehen könnte, und er wird ganz traurig darüber, dass er das nicht mehr zusammenbekommt. Wann und wohin ist sein Hut eigentlich verschwunden? Mit dem Wind ist es halt so eine Sache. Eduard grübelt. Wenn er doch nur wüsste, wo suchen. Ja, wo suchen? Die Landschaft ist gross, alle Wege im weitesten Umkreis müsste er absuchen, alle Wälder, alle Flurstücke, alle Gärten, alle Vorplätze, alle Hinterhöfe, alle Wiesen und alle Felder. Für einen einzelnen Mann eine gewaltige Arbeit. Viel Vergnügen, Eduard, viel Vergnügen.

## Die Frau vom Mond

Nennen wir sie Dora, ich glaube, der Name trägt nicht. Dora ist ein Name, der das rundliche, klumpige, kurios gezwungene, umständlich angepasste Wesen dieser Frau treffend zum Ausdruck bringt. Es ist übrigens ein kurzer, zum Rufen geeigneter, schlichter, nicht verhunzbarer Name, der viel zu selten vorkommt. Freilich, in dieser Geschichte kommt er vor, nachweislich sogar mehrmals. Darüber wäre noch einiges zu sagen, doch die Geschichte mit Dora hat eigentlich schon begonnen, und es wäre jetzt an der Zeit, mit dem Erzählen ein bisschen vorwärts zu machen. Ihren Anfang nimmt diese Geschichte dort, wo die meisten Geschichten anfangen und wo sie wohl auch meistens wieder aufhören: im Nahbereich des Häuslichen. Ein Mann steht am offenen Fenster und rasiert sich, in der einen Hand ein Messer, in der anderen ein Handspiegel. Das könnte doch sein, ich halte es durchaus für möglich, dass so etwas hin und wieder vorkommt, eine Rasur am offenen Fenster, im Nahbereich des Häuslichen, das kommt vor und erklärt sich quasi von selbst, ist also nichts Aussergewöhnliches. Der Mann, sagen wir dreiunddreissig Jahre alt, Beruf unbekannt, vielleicht auch unwichtig, der Mann heisst Birk oder Bürki, steht am Fenster seines tannengrün gestrichenen Hauses am Dorfrand und rasiert sich. Als er eben dabei ist, seine Rasur zu beenden, rennt Dora in einem Zustand, der sich vielleicht noch am ehesten als unschicklich charakterisieren lässt, durch den hauseigenen Zwetschgenhain. Während der Mann sich den Schaum abkratzt, sieht er im Spiegel nicht nur sein verkniffenes, in die Länge gezogenes Gesicht mit den freigeschabten Streifen im Schaum, sondern, schräg hereinragend und mit Sonnenlicht gepudert, auch ein Stück des Zwetschgenhains, ein kleines Stück nur, gerade noch sichtbar. Wie auf einer verwickelten Photographie rennt dort Dora vorüber. Sie ist splitternackt. Birk oder Bürki dreht sich fluchend um. Er hat sich in die Wange geschnitten. Als er sich aus dem Fenster beugt, blutige Flocken wegschabend, sieht er Dora auf einem schwankenden Bäumchen, einem Zwetschgenbäumchen, und zwei Männer, mit Hut, Regenschirm, Mantel und weissem Brustlatz, treten oder trampeln auf sie zu, treten oder trampeln auf das Zwetschgenbäumchen zu, auf dem sich Dora vor diesen Männern in Sicherheit gebracht hat. Birk oder Bürki beobachtet das mit einiger Verwunderung. Dicke, zeitig gereifte Zwetschgen plumpsen herab wie Steine. Das Bäumchen biegt sich und schwankt, als Dora darin nach Halt sucht. Die Männer schreien, und Dora schreit zurück. Sackerlot! schreit sie. Sackerlot! Das Bäumchen krümmt sich fast auf den Boden herunter und schnellt wieder nach oben zurück, und dies wiederholt sich schwindelerregend schnell. Schwindelerregend vor allem für Dora. Dora, festgekeilt in einer Astgabel, halb in der Luft hängend, halb am Baum klebend, sitzt sozusagen in der Klemme. Die Männer tun nichts, um das

Bäumchen zu bewegen, die Hände behalten sie bei sich. Es ist Dora, die das Bäumchen zum Schwingen bringt. Durch ihre Bewegungen erzeugt sie nicht nur Schwingungen, sondern lockert auch ständig wieder die Griffe, mit denen sie sich festklammert. Sie gefährdet sich doppelt. Jeden Moment könnte sie den Halt verlieren, durch das Astwerk brechen und kopfvoran herunterpurzeln, es fehlt gar nicht mehr so viel. Die Männer lassen das geschehen. Sie machen es sich einfach. Schreiend versuchen sie, Dora in Panik zu versetzen. Den Rest erledigt sie selbst. Diese Zwetschge, denkt Birk oder Bürki, die schüttelt sich ja selber vom Ast. Er macht das Fenster zu. Er hat genug gesehen. Eilig wäscht er sich das Gesicht und klebt ein Pflaster auf die Schnittwunde. Danach holt er die Zeitung aus dem Briefkasten. Aus der Zeitung erfährt er nichts, was ihm Aufschluss geben könnte über den Vorfall in seinem Garten. Er muss sich das schon selber angucken. Aus der Nähe diesmal. Er geht hinaus, in den leichten Wind dieses Vormittags: die Eindringlinge sind verschwunden, was Birk oder Bürki ein wenig erleichtert. Dass auch Dora verschwunden ist, nimmt er mit einem gewissen Bedauern zur Kenntnis. Er untersucht die Fusspuren, das niedergedrückte Gras, bückt sich nach den heruntergefallenen Zwetschgen, prüft den Fruchtbestand. Die Zwetschgen, die er auflieft, sind reif. Er legt sie sorgsam in ein Körbchen. Dann nimmt er eine Leiter, eine Handleiter, die man an den Ästen ganz einfach einhaken kann, und geht von Stamm zu Stamm, nimmt die üblichen Untersuchungen vor, schaut den kleinen empfindlichen Bäumchen in die Rachenhöhlen und unter die Achseln. Auf der Rinde jenes bedauernden, weil arg beschädigten Bäumchens, das unter Doras Gewicht beinahe zerborsten wäre, findet sich eine dünne Schicht Fettschminke. An einem Strunk, ein paar Schritte weiter südlich, entdeckt er weissen Porling. Während Birk oder Bürki noch damit beschäftigt ist, den Porling zu untersuchen, macht der Himmel ganz plötzlich zu. Dunkle Schleier wehen herab, ein Platzregen, von launischen Winden zerrissen, deckt den Garten unter sich zu. Dann reissen die Wolken wieder auf, die Sonne schiebt sich hervor, und alles funkelt und blendet in schneidender Frische. Birk oder Bürki schüttelt sich die Nässe aus den Haaren, dreht die Finger in den Ohren, bis das Wasser aus den Gehörgängen schiesst. Dann stapft er zum Gartenhag, postiert sich dort auf einem Schemel, den er normalerweise für Gymnastikübungen gebraucht, und späht nach den Männern aus, die in seinen Garten eingedrungen sind. In einiger Entfernung, am Südosthang des Lätten, rennen sie aufwärts über die Wiese. Geduckt hasten sie dahin, rabenschwarz gekleidet, vielleicht Referenten aus dem theologischen Seminar, vielleicht Kaminfeger. Am Rand einer Gipsgrube sind sie durch die Büsche gebrochen und jagen nun in grossen ungeschickten Sprüngen den Hang hinauf zum Wald. Ihr Anblick ist Birk oder Bürki ein Graus: das hastige Vorwärtszuckeln, das schief geduckte Rennen über Ackerfurchen und Grashügel, das schiefbeinige

Hüpfen und Herumtollen mit den zurückfliegenden Armen, den wehenden schwarzen Rockschössen, den wallenden Mähnen, das alles flösst ihm Widerwillen ein. Unfähig, seinen Blick woandershin zu lenken, verdeckt er die Männer mit dem Daumen, ein Trick, mit dem sich jedes Übel aus der Welt schaffen lässt. Man deckt ganz einfach den Teil, den man verabscheut, mit dem Daumen ab, und schon hat man wieder die Welt, die einem behagt. Kurze Zeit später, Birk oder Bürki sieht das schon nicht mehr, haben sie den Wald erreicht und verlieren sich wie Rauch oder Dunst in der grauschwarz schraffierten Wirrnis aus Tannen und Buchen. Im Gefühl einer erledigten Aufgabe steigt Birk oder Bürki in seine Wohnung hinauf. Er wäscht sich grünlich - nein, ich meine nicht grünlich, ich meine gründlich, er wäscht sich gründlich die Hände. Es überrascht ihn keineswegs, dass ihm jemand beim Händewaschen in den Nacken stupst. Aha, sagt er. Wen haben wir denn da? Er dreht sich langsam um, die Hände im Handtuch. Dora trägt ein Blümchenkleid mit Schlitzärmeln, das sie wahrscheinlich im letzten Sommerausverkauf gekauft hat. Hier in seiner Wohnung, zwischen den geblühten Tapeten, kommt ihm das Kleid beinahe normal vor. Wie nett sie darin aussieht! Und doch auch wie komisch! Sie tänzelt vor seinen skeptischen Augen her durch die Stube und ins Schlafzimmer. Sie setzt sich aufs Bett, glucksend, Rauch vor dem Mund, eine Zigarette zwischen den Fingern. Sie raucht? Ja, das will uns bekannt vorkommen. Sie raucht tatsächlich. Sie mustert ihre klumpigen Hände, die kurzen stummligen Finger mit der immer geröteten Haut. Dann hebt sie das Blümchenkleid an der Hüfte etwas an und kratzt sich am Bein. Und währenddessen verqualmt sie in aller Seelenruhe das Schlafzimmer. Dora, denkt Birk oder Bürki, sie heisst Dora. Den Namen haben wir ihm eingeflüstert, damit er seine Verlegenheit benennen und bannen kann. Dora, denkt Birk oder Bürki, hat sich bei mir einquartiert, um es mir leichter zu machen, sie kennenzulernen. Ich habe gewusst, dass es auf so etwas hinauslaufen würde: zuerst rennt sie nackt durch meinen Garten, und dann erstattet mir diese Frau auch noch einen sogenannten Damenbesuch und erscheint für diesen Anlass in einem ausgesuchten Blümchenkleid, das von der Tapete in meiner Wohnung kaum zu unterscheiden ist. Wenn das nicht etwas gar zu viele Zufälle auf einem Haufen sind! Und während er diese Frau betrachtet, denkt er: da ist sie also, macht auf freundlich und lieb, ist reizend auf hilflose Art, ist tapsig, erscheint wie zu einer Anprobe, einem Vorsingen, setzt sich aus und will beschützt sein. Ja, er soll sie beschützen, für sie da sein in der Bedrängnis, gar keine Frage, sie hat ihn beschlagnahmt, und dazu auch noch sein Bett und seine Wohnung. Das hat sie gut gemacht. Sie kratzt sich am Bein. Wie unschuldig, wie verletzlich das wirkt! So schutzbedürftig! Birk oder Bürki fühlt einen Klumpen im Hals. Dora redet viel, auch über die Männer, die sie in die Enge und auf das Bäumchen getrieben haben, die Krähenmänner, die Dunkelmänner, die Dunkel-Dürren und

wie sie sonst noch heissen mögen. Dora nennt sie immer wieder anders. Dora erzählt viel, aber nichts Konkretes. Das, worüber sie sich auslässt, verschwimmt in vagen Andeutungen. Manchmal stockt sie bei einem Wort, das ihr nicht ganz geheuer ist, oder sie buchstabiert ein Wort vor- und rückwärts, wie um sicherzugehen, dass es auch genau das Wort ist, das sie meint. Birk oder Bürki blickt aus dem Fenster in die Dämmerung. Er sieht das Gras graugrün verschwimmen, sieht die krüpplichen kleinen Bäume, die funkelnden Dörfer und die schwärzlichen Wälder und dahinter das Hügelland, und jenseits der Hügel die schimmernden Wolken im rötlichen Zwielight. Birk oder Bürki öffnet seinen Halskragen. Dora ist eingeschlafen. Sie liegt auf dem Bett wie ein hingeworfenes Kleiderbündel. Was nun? Birk oder Bürki nimmt einen Stuhl, setzt sich neben das Bett und überlegt, wie er Dora schonend dazu bewegen könnte, ihm ein Stücklein des Bettes zu überlassen. Er will sie ja nicht wecken. Nach allem, was sie durchgemacht hat, wäre es gemein, sie wegen einer solchen Lappalie aus dem Schlaf zu holen. Sie schläft doch so schön! Beim Betrachten ihres Schlafs fühlt er sich kaum noch in der Lage, aufrecht zu sitzen, ihr Schlaf greift auf ihn über und ergreift von ihm Besitz; eine lähmende Müdigkeit rieselt durch ihn hindurch, lässt seinen Kopf auf die Brust sinken. Doch nein, das darf nicht sein! Er rafft sich hoch, geht zum Fenster, betrachtet zum zweiten Mal an diesem Abend die Aussicht, das graugrün verschwimmende Gras, die krüpplichen kleinen Bäume, die funkelnden Dörfer und die schwärzlichen Wälder und dahinter das Hügelland, und jenseits der Hügel die schimmernden Wolken im rötlichen Zwielight. Ah, und der Mond ist auch schon aufgegangen, schrundig und weiss zieht er seine Bahn und macht das Dunkel leuchten. Birk oder Bürki wendet sich wieder dem Zimmer zu. Er hört ein Geräusch. Kerzen-gerade und wachsbleich steht Dora auf dem Bett, sie atmet ein und aus. Und auf einmal ihre Stimme, klar und deutlich wie eine Glocke: bin ich nicht vom Mond? Bin ich nicht vom Mond?

Birk oder Bürki schreckt hoch, als hätte ihn jemand mit einem spitzigen Finger in den Rücken gepiekt. Verwundert stellt er fest, dass er noch immer auf seinem Stuhl sitzt. Er reibt sich die Augen. Nichts hat sich geändert, nichts. Er muss kurz eingenickt sein, als er Dora beim Schlafen zugesehen hat. Sie schläft noch immer. Doch jetzt will er wachbleiben, um auf sie aufzupassen. Sie schläft schlecht. Sie hat Träume, Alpträume. Sie runzelt die Stirn, wälzt sich herum auf dem knarrenden Bett. Manchmal richtet sie den Oberkörper jäh auf, flüstert etwas und sinkt wieder aufs Kissen zurück. Birk oder Bürki beobachtet das mit wachsendem Unbehagen. Er beginnt sich vor diesen Alpträumen zu fürchten. Die Aufführung des Schrecklichen findet sichtbar und unsichtbar hinter einem geheimnisvoll sich bauschenden Vorhang statt. Birk oder Bürki bekommt diese Aufführung nur so ungefähr mit, er sieht nicht, was da aufgeführt

wird, sieht es nicht wirklich, nicht direkt, aber er bekommt gleichwohl mit, dass da etwas Schreckliches geschieht. Dora greift in die Luft, strampelt die Bettdecke auf den Boden. Das muss etwas Schlimmes sein, denkt Birk oder Bürki. Besser nicht hinsehen, besser wegsehen. Er schlurft in die Küche, um sich eine Portion Obstgrütze aufzuwärmen. Düster und endlos ist die Nacht. Niemals, so scheint es, ist eine Nacht so lang gewesen. Im Küchenfenster hinter dem Fliegengitter der kalte, käsige Mond, das Geraschel und Getuschel des Gartens, sonst nichts. Birk oder Bürki würzt die Grütze mit sehr viel Muskat, löffelt sie langsam in sich hinein, und als der Tag heraufdämmt, grau wie eine Wand, mit leichtem Sprühregen, schlurft er gähmend ins Schlafzimmer zurück, klatscht in die Hände und ruft: Zeit zum Aufstehen, schöne Asylantin! Nun, was sagt sie da? Lieber Himmel, sagt sie, ich muss eingeschlafen sein, wie peinlich! Bin ich lange fort gewesen? Birk oder Bürki klärt sie auf, erwähnt auch die Alpträume. Weißt du noch, was du geträumt hast? fragt er. Dora schaut ihn erschrocken an. Sie rafft die Bettdecke über sich zusammen, ihre Hände zittern. Nein, sagt sie, nein. Ich würde nur zu gern wissen, was du in meinem Bett geträumt hast, sagt Birk oder Bürki. Nein, sagt sie, nein, bitte nicht. Er, nun plötzlich fürsorglich, mit sanfter Stimme: wenn du's mir erzählst, will ich dafür sorgen, dass du nie mehr auf ein Zwetschgenbäumchen klettern musst. Als sie dann aber den Mond erwähnt und die Schwärze, die ihn hie und da verschlingt, die Schwärze des Weltalls, der absoluten Lichtlosigkeit, da bekommt es Birk oder Bürki wieder mit der Angst zu tun. Er wirft sich zu Boden und macht eine Rolle seitwärts unter das Bett.

## Steiners Gorilla

Er lebt nicht eingepfercht, nicht hinter Gitterstäben. Die Voraussetzungen für ein glückliches Gorillaleben sind hier zweifellos erfüllt. In den schönen, teppichbelegten Räumen des Hauses, das Steiner gehört, einem Mann, der sehr tierlieb ist und vermögend, Anlageberater und Gorillafreund, genießt der Gorilla eine Freiheit, die seinem natürlichen Betätigungsdrang voll und ganz entspricht. Er kann tun, wozu er Lust hat, durch die Zimmer jagen, auf Lichtschalter drücken, Yoghurt essen, Kleider ein- und ausräumen, auf den Treppen und Polstermöbeln herumturbanen... Steiners Gorilla hat es gut. Er hat viel Freilauf und immer genügend zu essen. Steiner, der als Anlageberater oft auf Reisen ist, überlässt seinem Gorilla das Haus ohne Bedenken. Noch nie hat der Gorilla etwas kaputt gemacht, noch nie hat er Anlass zu Beschwerden oder Klagen gegeben. Er ist ein Ausbund an Gemütlichkeit. Wenn er still und nachdenklich in einer Ecke hockt und mit seinen kleinen, schwarzen Augen die Polstermöbel betrachtet, die er ohne weiteres hochstemmen und herumschleudern könnte, ist er ganz mit sich im reinen. Aus eigenem und freiem Entschluss lieb zu sein, ist für ihn das Grösste. Er fühlt sich überlegen und in sich gefestigt. Über rohe Muskelkraft ist dieser Riese erhaben. Er könnte alles kaputtschlagen. Ja, das könnte er. Aber er tut es nicht. Stattdessen nimmt er von Zeit zu Zeit seine Barbie-Puppen hervor, um mit ihnen zu spielen. Ja, er spielt mit ihnen, und nicht etwa grob, sondern mit der allergrössten Behutsamkeit. Weder die Puppen noch das dazugehörige Spielzeug-Set stehen im richtigen Verhältnis zu den Händen des Gorillas, die riesig sind und schlechterdings nicht dazu gemacht, der Afternoon-Barbie das millimeterkleine Teetässchen an die Lippen zu drücken oder der Cinderella-Barbie die millimeterkleinen goldenen Schühchen überzustrreifen. Aber gerade dieses Missverhältnis scheint den Gorilla zu amüsieren. Während andere Haustiere alles herunterreissen und ramponieren, was ihnen zwischen die Klauen, Tatzen oder Fänge gerät, spielt Steiners Gorilla friedlich mit seinen Puppen. Er genießt es, seine Wildheit zu unterdrücken. Das nennt man Sublimierung.

## Die Party

Ich keuchte vom Treppensteigen. Mein Kopf war lebhaft durchblutet. Ich liess mich in einen Sessel plumpsen, schlug die Beine übereinander und fächelte mir mit einer hastig ergriffenen Zeitung Luft zu. Mein Stubentisch war wie immer voller Zeitungen. Die Gäste sassen bereits da. In meiner Abwesenheit waren sie gewaltsam in meine Wohnung eingedrungen. Sowohl die Sitzmöbel als auch das Getränkebuffet hatten sie in Besitz genommen. Mit Aperitifgläsern in den Händen und extra für diese Party gescheitelten oder doupierten Frisuren sassen sie mir gegenüber. Einige wenige lachten verlegen auf, murmelten eine Begrüssung. Ich meinerseits war unfähig, etwas zu sagen, da mir beim besten Willen nichts einfiel, womit ich meine Verspätung hätte entschuldigen können. Wie jemand, der das Formale schnell hinter sich haben möchte, nickte ich der Gästeschar kurz zu und legte die Zeitung wieder auf den Tisch. Meine Gäste konzentrierten sich auf ihre Getränke, das war taktvoll. Sie verschonten mich mit Fragen und Bemerkungen. Sie taten, als sähen sie über mein Zuspätkommen hinweg. Sie versuchten höflich zu sein. Mühsam unterdrückten sie ihren Unmut. Oder bildete ich mir diesen Unmut nur ein? Mochten sie mir nun böse sein oder nicht, es war doch immerhin ein Zeichen von Freundlichkeit, dass sie für mich einen Sessel freigelassen hatten. Das war nett von ihnen. Über die eingetretene Wohnungstür konnte ich hinwegsehen. Meine Gäste waren freundliche Menschen, sonst hätte ich sie gar nicht eingeladen. Meine Gäste, das waren sie wirklich, ich bluffe nicht, ich hatte sie eingeladen, um mit ihnen zusammen einen schönen Abend zu verbringen. Eine Einladung ist unter allen Umständen verbindlich, deshalb lag es mir fern, den Anwesenden einen Vorwurf zu machen. Ihre Anwesenheit hatte ich ja gewollt und gewünscht, ja ausdrücklich verlangt. Sogar schriftlich. Sie konnten ja nichts dafür, dass ich mich verspätet hatte. Meine Party hatte ohne mich begonnen, und dass ich als Letzter an meine eigene Party gekommen war und noch dazu völlig ausser Atem, war natürlich peinlich, kaum zu entschuldigen. Ein Gastgeber sollte für seine Gäste dasein, sie bewirten, unterhalten, mit ihnen Small Talk machen. Verständlich, dass meine Gäste, in Ermangelung des Gastgebers, gewaltsam in die verwaiste Wohnung eingedrungen waren. Es war das Beste, was sie hatten tun können. Meine Stube war die Party-Location, hier hatten sie sich versammelt, damit die Party abgehen konnte. Als meine Gäste hatten sie selbstverständlich das Recht gehabt, die abgeschlossene Wohnungstür mit Schultern, Fäusten und Füßen aufzustossen. Der Schaden war unerheblich, kein Fall für die Versicherung. Nur das Schloss war kaputt. Das konnte ich reparieren, keine Frage.

Puh, die Luft hier drinnen, sagte ich und merkte sogleich, dass ich laut gedacht hatte. Ich hatte tatsächlich Mühe, Luft zu bekommen, und jetzt war es heraus, ich hatte es verraten. Um meine Bemerkung nicht als die unbedachte Äusserung eines Blödians erscheinen zu lassen, der Selbstgespräche führt, deutete ich zum Fenster. Es war geschlossen. Die Gäste blickten mich an, dann blickten sie zum Fenster. Dann blickten sie wieder zu mir. Sie lächelten hilflos. Die Luft, sagte ich. Ich machte ein Gesicht, das niemand enträtseln konnte. Die Gäste sahen mich an, als hätte ich ihnen ein Rätsel gestellt, bei dem nicht einmal klar war, ob es als Rätsel überhaupt funktionierte. Das Rätsel war rätselhaft. Ja, fuhr ich fort, man mag sich fragen, warum ich hier über etwas so Selbstverständliches wie Luft spreche. Versteht sich Luft nicht von selbst? Ist sie nicht immer da? Unsichtbar? Raumfüllend? Beinahe geruchlos? Aber worauf will ich eigentlich hinaus? Etwa auf das Problem der Atemnot? Ist es das, worauf ich hinaus will? Leide ich unter - (ich seufzte) - Atemnot? Halb so schlimm. Das gibt sich. Womöglich gibt sich das sehr bald. Nur nicht ungeduldig werden. Geduld, Freunde, Geduld. Luft geht nie aus. Sie ist unerschöpflich. Ich schwieg. Alle schwiegen.

Es verging eine Weile, bis ich wieder etwas sagte. Luft! sagte ich. Es war, als hätte ich eine Schreckschusspistole abgefeuert. Die Gäste waren zusammgezuckt. Luft! wiederholte ich. Die Gäste glotzten mich an. Niemand schien auch nur im geringsten zu begreifen, was ich damit sagen wollte. Niemand erhob sich, um das Fenster zu öffnen.

Ich stemmte mich kopfschüttelnd aus meinem Sessel, wollte zum Fenster gehen. Doch Franz, den ich wahrscheinlich nur aus Gutmütigkeit eingeladen hatte, schnitt mir den Weg ab. Er hatte meinen Staubsauger aus dem Staubsaugerschrank geholt und schob nun den Staubsauger mit zackigen Bewegungen in der Stube hin und her, sodass man keinen Schritt mehr machen konnte. Ich stand wie verloren in meiner eigenen Stube. Zischend und surrend fuhr das Saugrohr zwischen die Stühle und Sessel. Die Gäste hoben die Füße. Man war ein wenig missgestimmt, vor allem wegen des Lärms. Es war unmöglich, eine normale Unterhaltung zu führen. Deine Wohnung, schrie Franz in den Lärm des Staubsaugergebläses hinein, ist ein Dreckloch! Lass mich saubermachen! Gut, schrie ich zurück. Aber wenn du fertig bist, könnte ich dann vielleicht weitersprechen? Ich habe soeben über die Luft gesprochen... Was? schrie Franz. Wer ist ein Schuff? - Die Luft! schrie ich zurück. Die Gäste blickten mich an, dann blickten sie auf den hin und her springenden Staubsauger. Dann blickten sie wieder zu mir. Die Situation war wirklich sehr schwierig. In diesem Moment war ich gezwungen, sowohl Gastgeber als auch Krisenmanager zu sein. War diese Party noch zu retten? Warum hatte ich Franz bloss eingeladen? Franz wollte immer alles sauber haben,

das hätte ich mir vor Augen halten müssen, als ich die Einladungen verschickte. Mit seinem Sauberkeitsfimmel hatte er sich bei seinen Freunden, Verwandten und Arbeitskollegen derart unbeliebt gemacht, dass ihm an Partys kein anderer Platz blieb als die Schandecke. Niemand mochte ihn. Er war die absolute Persona non grata. Franz, der Stimmungskiller, der Partyverderber. Der Staubsauger dröhnte auf einmal etwas stärker. Franz hatte die höchste Saugstufe eingestellt. Für mich das Zeichen zum Einschreiten. Ich stürzte mich auf das Kabel und zog den Stecker aus der Dose. Sofort fiel das Staubsaugergedröhn in sich zusammen. Die Gäste blickten mich an, und Franz hielt noch das Saugrohr umklammert, mit dem er gerade unter den Stubentisch vorgedrungen war. So still war es, dass man die Zimmerpflanzen ihre Nährlösung schlürfen hörte. Also, sagte ich, auf dem Boden liegend, wo bin ich stehen geblieben?

## Zeugenvernehmung

Hans Wicki, 37 Jahre, Fahrlehrer:

Mit einem knappen Nicken kam er herein, den Mantel behielt er an, nicht nur sich selbst und den Mantel, auch Luft brachte er herein, einen Schwall aus Nässe und Kälte, und dann stand er lange wie in sich versunken im Lichtkegel des Lampenschirms, mehlweiss und teigig das gedunsene Gesicht, ein Mann aus der Fremde, und ich wusste: wenn einer hereinkommt, der sich nicht gleich hinsetzt, muss man auf alles gefasst sein. In seinem Auftritt war ein Zögern, das uns stutzig machte. Wir nickten ihm zu. Kollege Jöggi nahm seine Zigarette aus dem schiefgezogenen Maul. Er vergass die Asche abzuklopfen. Er war genau so baff wie ich. Der Fremde, ein Glatzkopf, hatte vermutlich nicht einmal einen Haarband hintenrum, aber so genau weiss das niemand mehr, der Mann war im Ganzen zu unauffällig, zu lautlos, zu grau, um irgendeinen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Von Beginn an hielt er sich aus allem heraus. Man sah gleich, dass er nicht der Typ war, der sich irgendwo anschloss. Und was war da sonst noch? Fragen Sie mich nicht, Herr Kommissär. Ich weiss nicht, was ich beschreiben soll, es gibt nichts zu beschreiben. Verzeihen Sie mir, wenn ich hier etwas zu Protokoll gebe, das Ihnen höchstwahrscheinlich unsinnig vorkommt, Herr Kommissär: aber jedes von Ihnen zusammengestückte Phantombild, das das Gesicht dieses Mannes auch nur annähernd richtig wiedergeben soll, ist zu genau.

“Jöggi” Nussbaumer, 44 Jahre, Isolierspengler:

Bei seinem Eintreten blieben wir verhältnismässig gefasst. Ich besah mir die Zimmerdecke, als hätte ich die noch nie gesehen, und streifte ihn dabei mit einem Blick, den man als neutral bezeichnen könnte. Ich murmelte ein Grüezi. Nun ja, wir sind hier in der Schweiz. Da wäscht man sein Gesicht mit Seife und sagt Grüezi. Das gehört sich. Auch Fremden gegenüber ist ein Grüezi durchaus am Platz. Weder mich noch sonst jemanden in dieser Gaststube verband auch nur die geringste Beziehung zu ihm, wir kannten ihn nicht, diesen Mann, noch nie gesehen, wir grüssten ihn aber nicht unfreundlich, nicht uninteressiert. Neutralität darf man nicht mit Gleichgültigkeit verwechseln. Neutralität ist eine Form, die alles ins Gleichgewicht bringt, in einen wohlabgemessenen Rahmen hineinstellt, und diese Form gilt es zu wahren. Schon immer hatten wir es so gepflogen: kommt einer rein, schaut man hin, grüsst. Der Freundliche ist dem Unfreundlichen gegenüber im Vorteil, nötigenfalls kann der Freundliche den Unfreundlichen mit einem Lächeln oder einem Witz zu Boden schmettern. An unserm Stammtisch gilt seit jeher die Unschuldsvermutung. Wohlwollend nahmen wir das Eintreten dieses Fremden zur Kenntnis, doch wollten wir die Gutmütigkeit auch nicht übertreiben. Man kommt ja viel zu selten dazu, freundlich gegenüber einem Fremden zu sein, es

fehlt einem diesbezüglich an Übung, man kann sich da auch verrechnen, und das wiederum war an diesem Abend der ganzen Stammtischrunde klar: allzu grosse Freundlichkeit war vielleicht gar nicht angebracht. Wir wussten ja nicht, mit wem wir es da zu tun hatten, und waren dementsprechend vorsichtig. Wenn man freundlich ist und die Freundlichkeit nicht erwidert wird, hat das immer zur Folge, dass man blöd dasteht. Wir registrierten ihn daher beiläufig, wie das ja sowieso üblich ist, wenn man sein Bier vor sich hat. Ja, wir waren beim Bier, beim Stammtischgespräch, wir hatten es vorrangig mit uns selbst zu tun, mit dem, was wir dachten oder sagten, und deshalb gingen wir nicht über ein Grüezi und ein höfliches Kopfnicken hinaus. Letzteres wurde auch prompt erwidert. Kann man das schon als Freundlichkeit bezeichnen? Ich weiss nicht. Ist Auslegungssache. Und überhaupt, was ist Freundlichkeit? Freundlichkeit kann falsch sein. Freundlichkeit kann man vorschützen, wenn man eine vielleicht gar nicht so freundliche Absicht verfolgt. Da kann einer noch so höflich tun, sich aufplustern mit Hutlüften und Lächeln: wenn er fremd ist, hat seine Höflichkeit weiss Gott selten etwas Gutes zu bedeuten. Ein Fremder, der in eine Dorfbeiz hineingelatscht kommt, das kann nur jemand sein, der sich aufdrängt oder einschleicht mit einer kontrollierenden Absicht: zum Beispiel ein Hygieneinspektor, der die Tiefkühlfächer durchstöbert und mit Zellophan-Klebestreifen Bakterienproben nimmt. Oder ein Rauchgaskontrolleur, der im Ofen herumschnüffelt. Oder ein Hochbaukommissär, der die Wandritzen photographiert. Solches Gesindel haben wir hier schon gehabt! Behörden vom kantonalen Institut für Ich-weiss-nicht-was. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Dieser Fremde freilich war anders. Man hatte nicht das Gefühl, dass der etwas wollte oder suchte. Nein. Er gab sich bedeckt, unschlüssig, ein bisschen jenseitig. Unwillkürlich schauten wir ein wenig genauer hin, als wenn da jemand aufgetaucht wäre, den wir von irgendwoher kannten: wir schauten hin und nahm uns zurück. Die Neugier, das plötzlich aufzuckende Bedürfnis, das Gesicht dieses Mannes zu mustern, zu dechiffrieren, wurde in einer Aufwallung von Scham und Ängstlichkeit sofort erstickt. Ich, um nur mich selbst als Beispiel anzuführen, drehte am Bierglas, machte einen Spruch, lachte, imitierte mit den Fingern ein Pferdegetrappel. Nach der Begrüssung und Musterung des Fremden wollten wir so schnell wie möglich wieder zur Normalität zurückkehren. Zum Tagesgeschäft.

Andreas Wagmann, 33 Jahre, Lüftungszeichner:

In dieser Beiz, das muss ich klarstellen, sind Fremde jederzeit willkommen. Niemand macht ein Theater, wenn ein Fremder auftaucht, haben wir doch schon Leute aus aller Herren Länder bei uns gehabt: Tamilen, Tessiner, Türken, sogar Norweger. Es lag nicht an seinem Fremdsein, dass uns dieser Mann in Verlegenheit brachte, es lag an seinem stumpfen, ganz und gar misslungenen Auftreten, seiner fremdartigen Gewöhn-

lichkeit, die uns irritierte wie ein haarloses Toupet, das eine Glatze vor-  
täuscht. Ein Widerspruch in sich. Dieser Mann befremdete uns durch  
seinen vollkommenen Mangel an Exotischem. Er war sicher kein Auslän-  
der, er wirkte sehr inländisch, er war grau und dick, aber nicht eigentlich  
fettleibig, sondern bloss etwas schwammig, etwas unförmig, er stand  
keuchend im Eingangsbereich, und seine Augen traten glasig hervor.  
Doch das bilde ich mir wohl nur ein. Ich schmücke eine leere Stelle aus.  
Ich bin nun auch so einer, der alles ausschmückt, fabulierfreudig im Trü-  
ben stochert... Ein unzuverlässiger Zeuge, jawohl, das bin ich, und ich  
stehe dazu. Sie wollen Informationen von uns, Herr Kommissär, sie ap-  
pellieren an unser Erinnerungsvermögen, aber Sie bringen uns damit in  
arge Verlegenheit, denn die Eindrücke, auf die es hier ankommt, sind zu  
blass, zu fad, zu unbedeutend, man muss sie aufmöbeln, damit sie über-  
haupt etwas hergeben. Will sagen, an und für sich sind sie nichts. Aller-  
dings sieht man im Rückblick auch manches schärfer. Das liegt womög-  
lich daran, dass man im nachhinein ein grösserer Wissen hat über die  
zurückliegende Sache, weil man sie nicht mehr nur als etwas Vereinzelt-  
es, sondern im Zusammenhang mit andern Sachen sieht. Wenn ich die-  
sen Fremden jetzt, also im Rückblick, auseinandernehme, oder besser  
gesagt: wenn ich ihn jetzt, also im Rückblick, aus meinen Erinnerungs-  
fetzen zusammenflicke, so suche ich automatisch nach den verdächtigen  
Anzeichen, die uns entgangen sind, denn ganz offensichtlich sind die uns  
ja entgangen. Was aber suche ich da? Suche ich das Gleiche wie Sie,  
Herr Kommissär? Verstehen Sie, was ich meine? Jetzt steht der Mann  
unter Verdacht, die Polizei hat ihn hochhoffiziell zum Verdächtigen erklärt,  
warum auch immer, und diese Verdächtigung ist wie eine eingefärbte  
Linse, durch die wir hindurchspähen. Sie trübt den Blick. Oder zeigt ihm  
die Wahrheit. Ich weiss nicht. Tatsache ist: niemand von uns hat auch  
nur den geringsten Verdacht geschöpft. Was die Erscheinung betrifft, das  
Äussere, die Kleidung vor allem, war dieser Mann nicht vom Schlage der  
Auffälligen. An ihm war nichts Besonderes. Er war wie ein Schluck Was-  
ser. Ohne den Kopf zu drehen, schauten wir kurz hin, unterzogen den  
Neuankömmling einer flüchtigen Musterung, registrierten die Erschei-  
nung, ohne auf die Details zu achten, und schauten wieder ins Bierglas.  
Wer hätte auch nur im geringsten ahnen können, dass dieser Mann...  
Wie soll ich sagen? Wäre er nicht aus der Unscheinbarkeit herausgekippt,  
wäre er nicht irgendwann und irgendwo auffällig geworden, so würden  
Sie uns wohl kaum in den Zeugenstand gerufen haben, Herr Kommissär.

Christoph Nebiker, 22 Jahre, Steuerberater:

Der Mann war grau verpackt, unmodisch seine Erscheinung, ohne Um-  
risse, ein Klumpen auf zwei Beinen und der Schädel haarlos wie ein  
Fussball. Er kam von der Strasse, die Luft um ihn herum war kalt oder  
nasskalt, gewiss wollte er sich hier nur mal aufwärmen, natürlich bei ei-

ner warme Mahlzeit. Er war keiner, der ziellos durch die Wirtshäuser zieht, das sah man ihm an, wahrscheinlich war's Hunger, was ihn über die Türschwelle geführt hatte. Seine Hände wuchsen zusammen, verklammerten sich ineinander. War ihm unwohl? Keiner von uns getraute sich, ihn mit weiteren Blicken zu belästigen. Wir sind anständige Leute. Wir respektierten ihn, liessen ihn sogar ausdrücklich in Ruhe, was natürlich die höchste Form des Respekts darstellt. Das Persönliche überliessen wir Oberlin, dem Wirt. Das Begrüssen mit persönlicher Ansprache fällt in seinen Zuständigkeitsbereich. Kommt ein Gast herein, begrüsst ihn Oberlin persönlich und fordert ihn mit einer unmissverständlichen Handbewegung zum Sitzen auf. Das ist wie beim Coiffeur: erst sitzend kommt man in den Genuss. Der Mann also setzte sich hin, nachdem ihm Oberlin den entscheidenden Anstoss dazu gegeben hatte. Alles weitere hat mich dann eigentlich nicht mehr so interessiert.

Klaus Zuberbühler, 47 Jahre, Metzgermeister und Kleintierzüchter:

Nachdem er das Schnitzel schwungvoll serviert hatte, legte Oberlin seine Servierhand, die, wie man weiss, in untätigem Zustand automatisch zu zittern beginnt, verkrampft an die Hosennaht. Ohne jede Despektierlichkeit sah er auf den Gast hinunter, wartete auf irgendein Zeichen, eine Reaktion. Recht so? fragte Oberlin trocken. Der Mann, der eine gute halbe Stunde zuvor ein "extragrosses Riesenrahmschnitzel" verlangt hatte, sagte nichts, machte nur eine müde Handbewegung, worauf sich Oberlin mit grossen Schritten entfernte. Der Mann seufzte, während wir verstohlen zu ihm hinüberblickten. Es sah aus, als verrichte er ein Tischgebet. Wir beobachteten ihn, sein Verhalten war sonderbar, finde ich, es konnte nicht schaden, ihn im Auge zu behalten, einstweilen wenigstens. Wir wurden schon ein wenig unruhig, weil wir befürchteten, er würde das Schnitzel kalt werden lassen. Aber plötzlich griff er nach der Serviette, griff nach dem Besteck und fing an, mit spitz nach aussen gekehrten Ellbogen zu säbeln. Mit den Zacken seines Messers kämpfte er sich durch das Fleisch wie durch einen Granitblock. War das Riesenrahmschnitzel, das zweifelsohne aus dem Tiefkühler stammte, im Innersten von der Bratpfannenhitze unberührt geblieben? Wir hatten nicht den geringsten Zweifel, dass das Essen verpfuscht war. Oberlin, das ist allgemein bekannt, kocht miserabel: was aus seinen fettverschmierten Pfannen kommt, mag für uns Stammgäste genügen, wir sind genügsam wie Stubenfliegen. Doch ein wildfremder Gast, der hungrig in unsere Beiz stolpert und keine Ahnung hat, was da auf ihn zukommt, sollte sich keinesfalls mit dem letzten Frass begnügen müssen. Das Riesenrahmschnitzel war steinhart und einseitig angekohlt. So wie der Mann sich abmühte, war das Fleisch unmöglich essbar. Er hätte, wäre er sich dessen auch nur ansatzweise bewusst gewesen, aufgeben und das Schnitzel protestierend zurückweisen müssen. Aber nichts dergleichen geschah. Er sä-

belte und schnitt mit der grössten Selbstverständlichkeit. Die Anstrengung lief in Wellen über seinen Rücken. Die Schulterblätter arbeiteten wie Dampfträder. Er zerlegte das Schnitzel mundgerecht: er hatte Übung, das sah man, er wusste, wie man einem Riesenrahmschnitzel zu Leibe rückt. Systematisch wie ein Metzger ging er vor, so genau, kraftvoll und pointiert schneidet kein Feinschmecker, kein Rohköstler, kein Vegetarier. Einer wie dieser Fremde, der ganz offensichtlich nicht von Ernährungsfragen angekränkt war, hatte uns natürlich auf seiner Seite. Wir schenkten ihm Sympathiepunkte. An unserm Stammtisch hätten wir ihm mit Freuden ein Plätzchen zugewiesen, es wäre uns leichtgefallen, ihn als unseresgleichen zu akzeptieren. Er ging aufs Ganze und hatte doch alles im Griff. Dass sich dieser Fremde so instinktsicher an die ortsüblichen Essregeln hielt, die er doch gar nicht kennen konnte, nahm uns völlig für ihn ein. Erlauben Sie mir, Herr Kommissär, dass ich, damit das auch noch ins Protokoll kommt, die ortsüblichen Essregeln hier kurz rekapituliere:

Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt. Was unter den Tisch kommt, schnappt sich der Hund.

Gesund ist, was sich schmerzlos verdauen lässt.

Das Essen kommt fad auf den Tisch. Versalzen muss man es selber.

Fehlt das Fleisch auf dem Teller, so fehlt wirklich etwas. Eine Beanstandung versteht sich in diesem Fall von selbst.

Hitler war Vegetarier, Churchill nicht. Es möge jeder seine eigenen Schlüsse daraus ziehen.

Allfällige Beanstandungen sind an Oberlin zu richten. In seiner Jugend ist er Preisboxer gewesen.

Ludwig Nanz, 50 Jahre, Bildhauer:

Seine Gesichtshaut glänzte wie Gummiharz. Obwohl er noch keinen einzigen Bissen zu sich genommen hatte, quoll ihm der Schweiß aus allen Poren. Es war kein sportliches, sondern eher ein träges und fettiges Schwitzen, ein Schmoren im eigenen Saft sozusagen, und dabei stand ihm das Schweißtreibendste noch bevor. Auf dem Weg zur Sättigung war das Schnitzelerschneiden nur das Vorspiel gewesen. Das Kauen und Schlucken, das jetzt folgte, schien ungleich anstrengender zu sein. Es wurde von kräftigem Schmatzen begleitet. Hier erst lief er zu seiner Hochform auf, machte sich eine Fresslust geltend, die mit einem Servalatsalat Spezial oder einer Speckrösti nie zu stillen gewesen wäre. Der

Mann hatte die richtige Wahl getroffen. Und er hatte sie blind getroffen, ohne Menükarte. Das Riesenrahmschnitzel fand Anklang bei ihm, er schüttelte sich wohligh auf seinem knarrenden Stuhl und sah manchmal kurz zu Oberlin hinüber mit einem Blick, der ein kennerhaftes Lob ausdrückte. Der Mann war zufrieden, ja glücklich, das konnte man sehen, er war nahe daran, sich in ein Baby zu verwandeln, das vor Wonne strampelt und gickst. Hauen Sie rein! hätte ich ihm gern zugerufen. So ein Schnitzel bekommen Sie sonst nirgends, nicht einmal in Wien! Kaum hatte er die Hälfte des Schnitzels zum Verschwinden gebracht, kam eine Ruhe über ihn, die ihn aufseufzen und durchatmen liess wie nach einer schweren Arbeit. Wir sahen gleich, dass das nicht einfach eine Pause war, der Mann hatte genug, er war satt, er trennte sich von seinem Teller nicht ungern, rein rechnerisch gesehen war die vertilgte Hälfte des Riesenrahmschnitzels die exakte Hälfte des Ganzen gewesen, und doch war es eine nicht geringe Hälfte gewesen: der Mann hatte eine Riesenhälfte verschlungen. Die grösstmögliche Hälfte, wenn man so will. Er hatte die Probe bestanden. Uns blieb nur noch, ihn heimlich zu beglückwünschen. Das störungsfreie und genussvolle Essen schien hiermit einen befriedigenden und ganz und gar passenden Abschluss gefunden zu haben. Der Mann legte Messer und Gabel auf den Teller. Ich bekenne, ich habe genug, schien er damit zu sagen. Als dies getan war, drückte er sich die zusammengeknüllte Serviette auf den Mund. Gut so, dachte ich, dieser Mann beschliesst sein Essen mit Anstand und Würde. Wo sieht man das noch heutzutage?

Lisa Zünd, 25 Jahre, Serviertochter:

Er sass da wie vom Schlag gerührt. Er machte mir Angst. Noch vor kurzem hatte er sich schmatzend und säbelnd über das Essen gebeugt, und jetzt diese Stille... War ihm schlecht? Oder lähmte ihn einfach die Sattheit? Kurzenschlossen ging ich zu ihm hin und erkundigte mich, ob es gemundet habe. Es hat, sagte er. Seine Augen waren rund und glasig. Fischaugen. Ich beugte mich nach vorn, um abzuräumen. Das geschah ganz automatisch: ich nahm den Teller auf und das Besteck. Als ich mich damit zur Küche umdrehte, packte er mich blitzschnell am Handgelenk. Danke, sagte er. Haben Sie vielen Dank. Ich erschrak. Er quetschte mir den Puls. Sie müssen, sagte er, den Teller gründlich auswaschen, damit der nächste Gast ihn sauber vorfindet... Ja, aber sicher, sagte ich, wollen Sie vielleicht ein Dessert, Kaffee? In meiner Konsternation spielte ich die beflissene Serviertochter. Unmöglich hätte ich mich entwinden können. Seine Hand war wie die Greifzange eines Roboters. Er schüttelte den Kopf, liess los. Sofort sank er wieder in sich zusammen. Ich huschte davon, den Teller hätte ich am liebsten in den Mistkübel geworfen. Grundgütiger, was war das für ein Mensch? Ich erinnere mich, dass er unter der linken Schläfe etwas hatte, eine kleine Ausstülpung, eine Art Knol-

lengewächs oder Knorpel. Grusig! Menschen, die so etwas am Gesicht haben, sollten sich wenigstens anständig benehmen. Ich sah ein, dass ich das Abräumen Oberlin hätte überlassen müssen. Er hatte schliesslich auch die Bestellung aufgenommen, mit gutem Grund, wie ich jetzt sah. Dieser Fremde war unberechenbar. Was der sich mir gegenüber herausgenommen hatte, war nicht nur eine Unverschämtheit, es war eindeutig etwas, das in Richtung Geistesgestörtheit ging. Ich verzog mich schnurstracks und mit eingezogenen Schultern in die Küche, während am Stammtisch geschwätzt und gelacht wurde wie immer.

Rudolf Oberlin, 62 Jahre, Wirt:

Da staunen Sie, was? Die Pokale im Schaukasten sind nicht vom Schützenverein. Die sind von mir. Ich bin Preisboxer gewesen, und ich kann Ihnen sagen, Herr Kommissär, meine Schlagkraft ist ungebrochen. Ich kann dreinhauen, wenn es sein muss. Angst hat er mir keine gemacht, dieser Fremde, im Gegenteil. Ich habe mich um einen harmlosen Eindruck bemüht, damit er nicht etwa Angst bekommt vor mir. Auf Fremde wirke ich einschüchternd, ist auch kein Wunder bei meiner Grösse. Meine Frau würde sagen: du bist nicht gross, du bist nur dick. Aber das stimmt nicht. Ich bin ein Riese. Wie dieser Typ bei Charlie Chaplin, dieser Koloss mit den rollenden Augen. Sieben Polizisten stürzen sich auf ihn, und er, der sich das seelenruhig gefallen lässt, spürt ein Jucken hinter dem Ohr und hebt die Hand, um sich zu kratzen, und die sieben Polizisten purzeln in den Dreck. Oh, verzeihen Sie, Herr Kommissär, das gibt's natürlich nur im Film. In der Realität sind wir Riesen eigentlich ganz gemütlich. Wer mich kennt, weiss ja, dass ich ein guter Mensch bin. Am Stammtisch machen sie manchmal Sprüche darüber, und ich lache mit. Sie nennen mich Petrus, weil ich in die Bibelstunde gehe. Das kratzt mich nicht. Ich stehe dazu. Petrus ist auch Boxer gewesen. Haben Sie das gewusst? Petrus, der Fels, zwei Fäuste für ein Halleluja. Die Tische in meiner Beiz sind aus Hartholz. Bei einer Prügelei sind sie das Letzte, was in die Brüche geht, sie überstehen alles, auch das letztjährige Turnfest haben sie ohne einen einzigen Kratzer überstanden. Biersaalschlachten sind hier nichts Ungewöhnliches. Das muss ich sagen, wir haben hier schon Leute gehabt, die es wirklich drauf angelegt haben, in hohem Bogen hinausspediert zu werden. Schlimme Leute. Der Fremde, nein, der war nicht schlimm, nicht im geringsten. Der war nur seltsam. Man wusste nicht so recht, was mit ihm los war, und es war doch eigentlich so, dass nichts mit ihm los war, und genau das war der Punkt, über den man zu rätseln begann. Mit diesem Menschen war einfach nichts los. Er war wie nicht da, wie nicht vorhanden, ein Garderobenständer mit Mantel, und irgendwo ein Gesicht, das als solches durchaus Erwartungen weckte. Er war als Mensch zu betrachten, dieser Mann, völlig logisch. Man scheute vor ihm zurück und konnte, zumindest in Gedanken, doch

nicht von ihm ablassen. Denn dieser Garderobenständer konnte sich bewegen, einen Platz einnehmen, ein Schnitzel bestellen - und dieses Schnitzel mit Messer und Gabel bearbeiten. Das war faszinierend, glauben Sie mir. Doch über diese Faszination kam niemand hinaus. Sie band uns alle zurück. Die Hemmung war total. Niemandem wäre auch nur im Traum eingefallen, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Man hatte von ihm gleich den Eindruck, er sei nicht ganz gesprächswürdig. Infolgedessen behandelte man ihn als Auslassung. Das war einer, den man ausliess, sich selbst überliess, instinktiv. Der kam für nichts in Frage, nicht einmal für ein kurzes Gespräch. Ganz offensichtlich war es dieser Mann nicht wert, dass man sich mit ihm abgab, und nicht etwa deshalb, weil er etwas Schlechtes an sich gehabt hätte, nein, es war einfach nichts an ihm dran, nicht einmal etwas Schlechtes. Was in ihm vorging, schien rein mechanisch zu sein, er war viel eher Gegenstand als Mensch. Etwas, das sich allzeit gleich bleibt, irritiert, wenn dieses Etwas ein Gesicht hat. Ein menschliches Gesicht! Für mich, als Gläubigen, ist das schrecklich. Einen Sünder kann ich wenigstens ins Gebet nehmen. Um den kann ich mich kümmern, da gibt es Veränderungspotential, eine Beeinflussbarkeit oder Ansprechbarkeit. Aber was soll ich mit einem Garderobenständer machen, der ein Schnitzel bestellt? Darüber steht in der Bibel nichts. Es gibt Merkwürdigkeiten, die wir nicht begreifen, es gibt Dinge, die es eigentlich gar nicht geben dürfte. In solchen Fällen bleibt man am besten aufgeschlossen und freundlich. Das zahlt sich aus: für beide Seiten. In aller Freundlichkeit und mit den lockersten Arm- und Beinbewegungen habe ich ihm sein Schnitzel serviert, den Körper leicht abgedreht, Handteller und Teller schwungvoll gehoben, das Riesenrahmschnitzel im freien Flug, und dann hinab auf den Tisch damit! "Voilà". Und der Mann hat sich aufrichtig bedankt. Der Mann hat sich verhalten wie ein Gast, und ich habe mich verhalten wie ein Wirt. Er hat ein Schnitzel bestellt, und ich habe ihm sein Schnitzel gebracht, auf dem Luftweg sozusagen. Und das Schöne dabei: der Fremde hat sich in einen *Menschen* verwandelt. Für einen kurzen Augenblick ist das Menschliche in ihm durchgedrungen, hat sich bemerkbar gemacht. Ihn persönlich und aus dem ganzen Herzen heraus zu bedienen, hat sich also gelohnt! Das mache ich sonst selten. Das Bedienen ist eigentlich Lisas Job. Ich sträube mich dagegen, einen Fremden gleich zur Chefsache zu erklären, nur weil er fremd ist, aber diesmal war ich doch darum bemüht, dem Fremdsein dieses Fremden mit meiner ganzen christlichen Wärme entgegenzutreten. Ausserdem konnte ich Lisa, meine Serviertochter, mit diesem Extrazugli ein wenig entlasten. Heute Abend, Herr Kommissär, halten wir im Ochsen das monatliche Jassturnier ab. So ein Anlass gibt schon im voraus eine Menge zu tun, besonders für Lisa. Nur falls Sie mitmachen wollen, Herr Kommissär, wir praktizieren den berüchtigten Kampffass, da wird

geklopft und geschoben, dass es eine Freude ist. Zu gewinnen gibt es einen Fresskorb.

Werner Krähenbühl, 48 Jahre, Polizeikommissär:

Konrad Furler, 41 Jahre, wohnhaft in der Nachbargemeinde Schölligen, Sekundarschullehrer und Präsident der Kantonalen Veganer-Gesellschaft, soll im Ochsen ein Schnitzel verzehrt haben. Etliche Zeugen haben dies einwandfrei bestätigt. Zur fraglichen Zeit, so etwa gegen elf Uhr nachts, residierte in der Beiz die übliche Stammtischrunde. Nach Beendigung des frugalen Nachtessens zückte Herr Furler sein Portemonnaie und bezahlte. Soweit aus den Zeugenaussagen rekonstruierbar, war ihm sein Zustand zu diesem Zeitpunkt noch nicht anzumerken. Danach machte er sich auf den Heimweg, schlafend, wenn auch mit offenen Augen. Er hatte die ganze Zeit schon geschlafen, hatte schlafend sein Bett verlassen, hatte sich schlafend angekleidet und hatte schlafend den Ochsen besucht, um dort ein Schnitzel zu verzehren. Und als er wieder nach Hause ging, schlief er noch immer. Niemand identifizierte ihn als Schlafwandler. Erst recht nicht, als er mitten auf der Strasse nach Hause ging, schlurfend und immer schön dem Mittelstreifen entlang, der wahrscheinlich seine einzige Orientierung war. Er trug ja keinen Pyjama. Man hielt ihn für alkoholisiert. Autos wichen ihm hupend aus. Wie durch ein Wunder kam niemand zu Schaden. Noch hängig ist die Frage, ob Herr Furler für sein grobfahrlässiges Verhalten gebüsst werden kann. Das mögen die Juristen entscheiden. Oder die Ärzte. Da Schlafwandler in der Regel Wiederholungstäter sind, habe ich Herrn Furler angewiesen, vor dem nächsten Zubettgehen Fenster und Türen ausbruchssicher zu verriegeln.

## Das Hofpropädeutikum

Bochsler und ich steigen aus der königlichen Kutsche. Es ist Morgen, ein frischer Wind fegt um die Schlossgiebel und bringt die Turmfahnen zum Knattern. Ein Herold tritt auf uns zu. Er verliest das königliche Empfangsschreiben, macht eine tiefe Verbeugung und fordert uns auf, ihm zu folgen. Im Thronsaal, wenige Minuten später, finden wir uns von hohen Ministern umringt. Sie instruieren uns flüsternd. Bald darauf schmettert eine Fanfare, und herein tritt der König.

In einer schlichten, aber würdevollen Zeremonie überträgt uns der König das Amt, für das wir uns beworben haben. Unter Tausenden sind wir ausgewählt worden. Es geht um die fachliche Erziehung der Prinzessin, das sogenannte Hofpropädeutikum. Bald schon soll es auf der Tagesordnung stehen, allfällige Erziehungslücken müssen geschlossen, Unebenheiten im Wesen der Kronprätendentin begradigt werden. Die Prinzessin hat eine grosse Zukunft vor sich, weshalb es unerlässlich ist, sie mit den höheren Pflichten ihres Standes vertraut zu machen. Bochsler und ich nehmen das in die Hand. Wir legen vor dem König einen Eid ab, sprechen irgendeine Formel nach, die wohl aus der Zeit Karl des Kahlen stammt. Der König wippt in seinen Schnallenschuhen vor und zurück. Lächelnd zwirbelt er seinen ergrauten Spitzbart. Seine siebzehnjährige Tochter Feodosia ist seine einzige Tochter. Deshalb ist sie seine Lieblingstochter. Er möchte, dass wir sie behutsam und umsichtig an die Prinzipien der royalistischen Gesinnung heranführen. Wird uns das gelingen? Und wenn nicht? Werden wir dann geköpft? Wir sind etwas nervös. Wir stehen stramm, während der König sich bei uns bedankt. Er ist müde und alt, und seine Frau, die Königsgemahlin, ist nicht da. Sie reist durch die halbe Weltgeschichte, um für die afrikanischen Slumkinder Spenden zu sammeln.

Dass wir es zu etwas gebracht haben, darf man uns ansehen. Wir bekommen ein Abzeichen mit den königlichen Insignien, dazu einen speziellen Talar, wie ihn sonst nur Ehrendoktoren tragen. Ein saftiges Gehalt wird uns in Aussicht gestellt, eine Vorauszahlung bekommen wir in Form von Goldmünzen, dazu ein Generalabonnement für den königlichen Kutschendienst. In Nullkommanichts sind Bochsler und ich, zwei unbedeutende Provinzlehrer, die bis vor kurzem noch Bohnen und Erbsen gezogen haben, um nicht hungern zu müssen, zu höchsten Ehren aufgestiegen. Obwohl wir in unserem Amt noch keinen Finger gekrümmt haben, behandelt man uns bereits wie altgediente Minister. Wo wir auch hinkommen, öffnen sich Türen, Höflinge grüssen uns höflich, ja sogar ehrerbietig, Diener knicksen, Soldaten salutieren, und mehrmals täglich er-

halten wir Gelegenheit, mit einem Edelfräulein am Arm durch den Schlossgarten zu spazieren.

Selbstverständlich ist die Schlossküche exquisit, und an kulturellen Genüssen fehlt es auch nicht. Lesungen und Konzerte versetzen uns in andächtige Konzentration. Ballette und Opern betören uns mit opulenten Darbietungen. Mit Bochsler verstehe ich mich gut. Wir stammen beide aus der Provinz, aus der schäbigsten und miefigsten Gegend des Königreichs, und beide sind wir Lehrer. Das ist aber auch schon alles, was wir gemeinsam haben. Bochsler ist in allem viel gründlicher als ich, viel ordentlicher, er liebt die Systematik, seine Betätigungsfelder sind ausmessbar und schön quadratisch. Was nicht in diese Ordnung hineinpasst, hält er für belanglos und dumm. Sein Sternzeichen ist Stier. Er nimmt sich sehr viel Zeit für die Vorbereitung, stellt Lehrpläne auf, über die ich nur den Kopf schütteln kann. Die Realität, erkläre ich Bochsler, wird von deinen Plänen abweichen. Sie wird dir einen Strich durch die Rechnung machen. - Dann liegt die Realität eben falsch, erwidert Bochsler ungeührt. Obwohl ich mich gegen diese Logik sträube, muss ich sie wohl oder übel akzeptieren. Weil sie logisch ist. Und weil Bochsler nicht nur ein logischer Kopf ist, sondern auch ein Mensch, der sich gerne mit den sogenannten schönen Dingen abgibt. Wenn einer das Einmaleins oder das Bruchrechnen beherrscht, ist das noch nichts. Aber wenn einer die trockenen und dünnen Zahlen als Äpfel und Birnen imaginiert, bekommt die Rechnerei auf einmal ein ganz anderes Gewicht. Sie wird darstellbar und macht Lust, macht Laune, die Äpfel und Birnen lassen sich in kleine und kleinste Teile zerschneiden, in sogenannte Äpfel- und Birnenschnitze. Was nichts anderes als Bruchrechnen ist. Wenn nun diese Äpfel- und Birnenschnitze gedörrt werden, so hat man wieder etwas Trockenes und Dürres, allerdings ist das nun himmelweit von dem entfernt, was man üblicherweise mit Rechnen verbindet, die Schnitze sind keine Zahlen mehr, sondern etwas, das man riechen und essen kann, etwas Sinnliches. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, pflegt Bochsler zu sagen, er lebt auch vom Aufstrich. Bochslers Ordnungsmanie verbindet sich mit einem ausgeprägten Sinn für Sinnliches. Auf die Kraft der Imagination hält er grosse Stücke. Bochsler ist ein Kulturmensch, der nichts anbrennen lässt: kein Konzert, keine Lesung, keine Ausstellung. Er kennt alle Mittel und Formate, die in der Kultur gebräuchlich sind, er kennt auch viele Namen, kann endlos Dichter, Maler und Musiker aufzählen und ganz genau angeben, wer nun was und warum gemacht hat - und warum gerade so und nicht anders. Hier im Schloss findet Bochsler eine Kulturfülle wie nirgends sonst. Das Schloss ist ein Hauptfutterplatz für alle Kulturbeflissenen.

Freilich hat das auch seine Schattenseiten. Auf die kulturellen Genüsse reagiert Bochsler mit einer Art Fieber. Er schwankt zwischen Überreiztheit und Apathie, scheint kaum noch aufnahmefähig. In der königlichen Gemäldegalerie fällt mir auf, dass er beim Anblick eines Stillebens kreidebleich wird, er ringt nach Atem, verdreht die Augen. Später betupft er seine Stirn mit einem Taschentuch. Kunst, erklärt Bochsler, bedeutet mir viel. Aber ich muss aufpassen, dass sie mich nicht umbringt.... Nein, ich scherze nicht. Ich habe eine seltene und sehr gefährliche Krankheit: das sogenannte Stendhal-Syndrom. Ich gerate ausser mir, wenn ich etwas Schönes sehe. Ich hyperventiliere, zittere wie Espenlaub. Schau ich dann nicht schleunigst woandershin, springe ich noch an die Decke oder stürze mich auf ein Edelräulein... Das Stendhal-Syndrom ist kaum heilbar, man kann es höchstens eindämmen. Mein Psychiater hat mir den Kunstgenuss verboten. Vorbeugend, wie er sagt. Natürlich setze ich mich darüber hinweg. Ein Leben ohne Kunst scheint mir sinnlos. Ich denke, mit der Zutraglichkeit von Kunst ist es wie mit der Verrücktheit, besser gesagt: mit der Originalität. Es ist eine Frage der Dosierung....

Seine Krankheit ist ein Leiden am ästhetischen Genuss. Hier, in diesem Genuss, ist er gross oder fühlt sich gross und weiss doch, dass es eine Schwäche ist, eine Krankheit. Seine Kunstneigung ist stärker als die medizinische Vernunft. Von ihr kann er sich lösen, von der Kunstneigung nicht. Aber im Grunde sucht er den Kompromiss. Er nimmt Tabletten, hauptsächlich Valium, Veronal und Propofol, und nach wie vor geht er zu seinem Psychiater in der wohlbegründeten Annahme, der psychosomatische Knorz lasse sich wegtherapieren. Tatsächlich, die Behandlung schlägt an, wenn auch stockend und mit gelegentlichen Zusammenbrüchen, kein Fortschritt ohne Rückschritt. Seine gegenwärtige Lebenssituation, die ja besser nicht sein könnte, ermutigt ihn sehr. Seit ich hier bin, sagt er, sind die Dinge für mich recht gut gelaufen. Die kleinen Rückschläge kann ich verkraften. Kunst ja, aber massvoll und gemütlich, alles im richtigen Rahmen. Wie gesagt, eine Frage der Dosierung.

In Begleitung ihrer ältlichen und etwas buckligen Amme begrüsst uns Prinzessin Feodosia mit einem Knicks. Bochsler und ich verbeugen uns tief, dann küssen wir die zarte, weiche, kleine Hand. Verehrteste Prinzessin, sagt Bochsler, erlauben Sie uns, dass wir Ihre Gnaden in das Hofpropädeutikum einführen. Die Prinzessin lächelt verschämt, während die Amme ihre Augenbrauen hochzieht. Bochsler zieht ebenfalls die Augenbrauen hoch. Die beiden mustern sich kühl. Die Amme weiss Bescheid. Sie rafft die Röcke, mit einem beleidigten Grummeln entfernt sie sich, ihre Zeit ist um, sie ist entlassen. Kaum ist sie fort, nimmt Feodosia einen völlig anderen Gesichtsausdruck an. Hinter ihren Augen lauert ein Wiesel mit ausgefahrenen Krallen. Ihr dürft du zu mir sagen, sagt sie, nur

keine Förmlichkeit, ich kann das Gesülze nämlich nicht ausstehen. Bochsler und ich, wir sind doch etwas erstaunt. Wir glauben nicht richtig gehört zu haben. Die Amme, Fräulein Birnbrot, hat man aus dem Milieu der Steinbrucharbeiter geholt, was der Erziehung Feodosias bestimmt nicht förderlich gewesen ist. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass Feodosia von der königlichen Gediegenheit des Äusserlichen und Innerlichen noch weit entfernt ist. Zum Beispiel malt sie sich die Lippen und kaut Kaugummi. Und wenn sie eine Wut hat, flucht sie wie die Müllabfuhr. Davon bekommen wir eine Kostprobe, als ihr Bochsler versehentlich auf den Fuss tritt. Scheissdepp, zischt sie, pass doch auf. Bochsler nimmt es gelassen. Es ist wahrscheinlich nicht das erste Mal, dass ihn eine Frau "Scheissdepp" nennt. Aber bestimmt ist es das erste Mal, dass ihn eine Prinzessin "Scheissdepp" nennt. Darauf ist er vielleicht sogar ein bisschen stolz; und überhaupt, ganz so untröstlich, wie er aussieht, ist dieser Mensch auch in seinen schwärzesten Stunden nicht. In ihm brennt ein nie verlöschendes Licht, ich glaube, es ist ein Herzenslicht. Es besteht aus Güte und Verständnis. Nun, sagt Bochsler, dann wollen wir mal.

Die erste Lektion beinhaltet alles, was das sichere Auftreten einer Prinzessin ausmacht: vom Umgang mit unverzichtbaren Accessoires bis hin zum multioptionalen Handlungsspielraum unter günstigen und ungünstigen Bedingungen. Als Prinzessin wirkt Feodosia noch unglaublich. Mit den Zähnen zupft sie an ihren gehäkelten Handschuhen, und ihren Kopf beschattet ein Sonnenschirmchen, dessen Griff sie sich in die Achselhöhle geklemmt hat. Doch wie sie es auch anstellt, sie hat Mühe damit, das Schirmchen droht herunterzufallen, und die Handschuhe lösen sich nicht von den Händen, so sehr sie auch zieht und zupft. Sie ist überfordert, der multioptionale Handlungszwang bringt sie gehörig ins Schwitzen. Sie keucht durch die Nase. Bochsler gibt Anweisungen, detailliert den Ablauf, korrigiert Fehler und streut auch hin und wieder ein Lob ein. Seine Geduld bürgt dafür, dass Feodosia trotz allem Fortschritte macht. Mit ihrer eigenen Geduld ist es allerdings noch nicht so weit her, daran muss sie noch arbeiten. Während sie sich mit einem Fächer Luft zufächelt, nimmt sie mit der freien Hand den Griff des Sonnenschirmchen aus der Achselhöhle und macht sich erneut mit den Zähnen an den Handschuhen zu schaffen. Dieser Anblick ist nicht gerade erbaulich, eher erbärmlich, aber darum geht es ja nicht. Bochsler hat da so seine Prinzipien. Er besteht darauf, dass Feodosia möglichst viele Dinge gleichzeitig tut. Der Fächer steigert die Schwierigkeit. Er dient zu nichts anderem. Eine Prinzessin muss ihn in jeder nur denkbaren Situation auf- und zuklappen können, und auch das Fächeln muss sie tadellos im Griff haben. Hier draussen im Schlossgarten, wo es sehr stark windet, gestaltet sich das Fächeln nicht eben einfach. Das Schirmchen stülpt sich klackend um, Feodosia stolpert und fängt sich auf. Sie macht weiter. Es ist gutes Wet-

ter für solche Übungen. Sonne mit Westwind. Ich setze mich ins Gras. Bochsler blickt zufrieden zu den knatternden Turmfahnen hoch.

Seit Anfang Woche nehme ich mit Feodosia die Liebe durch. Mir fällt dabei die Rolle des Hofmachers zu. Eine nicht ganz unriskante Rolle. Denn Feodosia hat schon beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie ist keine Anfängerin mehr. Sie weiss, wie es funktioniert. Sie gibt sich unnahbar. Sie ist eine Frau von Stand, eine Frau, an der man abrutscht. Man muss sie in Ruhe lassen. Es hat keinen Zweck, etwas von ihr zu wollen, kniefällig zu werden, lächerlich. Man muss ihr das Vorrecht des ersten Schrittes einräumen, den sie natürlich niemals tun wird, nicht in hundert Jahren. Sie rümpft die Nase, auf ihrem Mund bildet sich ein winzigkleines Spuckebläschen. Ich warte darauf, dass es zerplatzt. Aber dann kehrt sie sich von mir ab, gleichgültig, mit dieser hohheitsvollen Art, die nur einer Königin zusteht. Oder einer Prinzessin. Sie neigt sich über die Zimmerblumen. Das ist rührend. Das sieht richtig gut aus, das sieht aus, als krümme sich ein Kirchturm mit schwingenden Glocken in seinen schrumpfenden Schatten hinein. Sie riecht an den Blütenkelchen, zupft die Staubfäden aus, richtet sich auf und verdeckt die Sonne, die schräg ins Zimmer hineinleuchtet. Wie immer, wenn ich bei Feodosia bin, um sie in Liebesdingen zu unterrichten, macht sie Anstalten, mich hinauszuerwerfen. Dass ich ihr eventuell einen Antrag machen könnte, behagt ihr nicht; noch immer ist sie überzeugt davon, ich wolle ihr den Hof machen, mich an sie heranmachen. In meiner sorgsam zurückgedämmten Verliebtheit bin ich für sie eine Bedrohung. Da ich die ganze Zeit über so erwartungsvoll dastehe, die Hände hinter dem Rücken, als hätte ich die Absicht, einen Rosenstrauss zu zücken, glaubt sie, ich hätte wirklich und wahrhaftig eine diesbezügliche Absicht und weist mir die Tür. Verschwinde, sagt sie, sonst passiert hier noch was. Ich rühre mich nicht von der Stelle. Ich weiss, ich bin unschuldig. Ich habe keine Absicht, ich stehe nur da und denke: muss das wirklich sein? Sie entspannt sich, weil ich nicht fortgehe. Sie hat es ja irgendwie gehofft, und jetzt ist sie beruhigt. Sie merkt nun selber, dass sie mich zu Unrecht verdächtigt hat. Sie bereut es. Ich habe nicht die leiseste Absicht in irgendeine Richtung. Ich starre gegen die Wand, dann zum Fenster hinaus, mein Blick ist ziellos, und ich weiss: sie hat die Liebeslektion gelernt. Ja, das hat sie. Dass ich sie besiegt habe, sie als Frau, das hat sie innerlich geknickt.

Mitleid wäre unangebracht. Eine Prinzessin muss stark sein, ein gewisses Quantum Liebesschmerz muss sie verkraften können. Feodosia hat es ja sonst recht gut. Man flatiert und hofiert ihr nach Strich und Faden, sie wird auf Händen getragen. Bei uns, den Erziehungsbevollmächtigten des königlichen Schlosses, ist sie jedenfalls in guten Händen. Bochsler und ich müssen ihr nun beibringen, wie sie es anstellen soll, in Ohn-

macht zu sinken, ohne sich eine Blöße zu geben. Es genügt nicht, einfach nur die Schraube zu machen. Das ziemt sich für eine Prinzessin nicht. Eine Prinzessin macht nicht die Schraube, eine Prinzessin fällt oder sinkt in Ohnmacht, und auch das ist noch unwürdig ausgedrückt. Wie ein Zweimaster mit schönen geblähten Segeln sinkt sie in die Tiefe einer grünlichblauen Bewusstlosigkeit. Der Fächer entgleitet ihr, klappt seufzend zusammen. Eine Prinzessin, die umfällt, fällt weich, der Boden hat Erbarmen mit ihr. Er lässt sich erweichen. Sowie ihn eine zarte Schulter berührt, verwandelt er sich in ein Bett, das den Ohnmachtsanfall auffängt oder abfedert. Von alleine geschieht das natürlich nicht, das weiche Hinfallen wird ja nicht vom Boden bewirkt, sondern von der Hinfallenden selbst. Macht sie beim Hinfallen eine gute Figur, ist die halbe Arbeit schon getan. Das Schöne ist weich, das Hässliche hart. Der Rest hat mit der Beinstellung zu tun. Bochsler und ich, zwei berufene Könner des Ohnmächtigwerdens, machen es ihr vor. Wechselweise fallen wir in Ohnmacht. Mit einem verdrehten Bein, den Oberkörper abgewinkelt, eine Hand zur Wange erhoben, sinken wir ganz leicht und glatt zu Boden. Kein unpassendes Knallen, kein Stöhnen und Ächzen. Feodosia ist begeistert. Sie möchte es sofort ausprobieren. Auf dem Parkettboden des Lesekabinetts fällt sie gleich beim ersten Versuch in Ohnmacht wie eine richtige Prinzessin. Nachdem wir sie mit Riechsalz zurück ins Leben geholt haben, rappelt sie sich hoch und sagt: woah, geil.

Die nächste Lektion ist dem sprachlichen Ausdruck gewidmet. Feodosia sitzt auf einem Stuhl. Ich mache Frontalunterricht. Ich stehe hinter meinem Stehpult, mein Talar raschelt, als ich mit Schwung zu dozieren beginne. Mich deucht, sage ich, du hast immer noch den Slang deines Kindermädchens. Fürwahr, du redest zu proletarisch. Daran müssen wir jetzt arbeiten. Es gilt, den mündlichen Ausdruck zu verfeinern, ihn hoffähig zu machen. Eine Prinzessin sagt nicht Sülze, sie sagt Gelatine. Also, sprich mir nach: Gelatine.

Sülze, sagt Feodosia.

Nach diesem kleinen Sprachtraining bearbeiten wir einen Punkt, der in Adelskreisen als besonders heikel gilt. Auf dem Boden der Wandelhalle hat Bochsler eine Menge Schnittmuster ausgelegt, Kohlezeichnungen, die in etwa zeigen, was eine Adlige zu tragen hat, wenn sie à la mode sein will. Mit der Mode zu gehen, ist für eine Prinzessin, die sich ja stets ein bisschen abheben muss, eine delikate Herausforderung. Sie muss auffallen, ohne anzuecken. Bis jetzt hat Feodosia nur die allergebräuchlichsten höfischen Kleider getragen, mehr oder minder ausgefeinertes Zeug von der Stange. Bochsler und ich sind uns einig: Feodosia soll sich neu erfinden, als Frau, als feminine Erscheinung, ein Umdenken ist hier

schon lange überfällig. Ohne Extravanz geht es nicht. Wobei sich gerade hier - als Gegengewicht sozusagen - eine gut durchdachte geschmackliche Ausgewogenheit fühlbar machen muss. Die Bekleidungsfrage, sagt Bochsler, erfordert grosses Fingerspitzengefühl. Damit hält er den Finger auf die heikle Stelle. Die Bekleidungsfrage hat schon manche Schönheit zu Fall gebracht. Als Feodosia die vielen Schnittmuster sieht, bedeckt sie ihren Mund mit einer schlaff erhobenen Hand. Unmöglich zu sagen, ob sie gähnt oder nur ratlos ist. Bochsler verbeugt sich. Gnädigste Feodosia, sagt er, darf ich dir die brandaktuelle Fröhsommerkollektion vorstellen? Man ist ja wieder einmal aufs Prächtigeste französisch angetan, nicht wahr? Diese opulente Robe à la française mit abnehmbaren Überärmeln macht sich sehr gut zu einem stufig geschnittenen Rock aus Lyoner Feinseide. Der Innenrock ist übrigens aus Jacquard, der Aussenrock wurde von Fragonard entworfen, einem Brüsseler Modedesigner, der nebenher auch Hundekleider fabriziert, seine Spezialität ist die Hüfte. Die Art, wie er sie mit seinen Kreationen umschmeichelt, ist schon fast genial, die gemässigte Tailenbetonung wirkt ausserordentlich grazil, um nicht zu sagen graziös, und die Ranken, Schleifen, Falben, Spitzenborten, Schärpen und Kunstblumen vermehren sich ganz selbstständig, sobald sich die Stoffstufen beim Gehen verschieben. Könnte zuviel des Guten sein, aber da wollen wir mal ein Auge zudrücken. Wenn's denn weniger Stoff sein soll, schlage ich was Schulterfreies vor. Die modebewusste Prinzessin darf auch Schulter zeigen, sie darf ein bisschen pikant sein, sozusagen im Rückgriff auf die Nacktheit der im Pleistozän als Beerenpflückerinnen auftretenden Urmenschenweibchen die Schultern frei machen, damit man sieht, was Gott gemeint hat, als er Frau gesagt hat. Wenn wir nun Frau sagen, meinen wir selbstverständlich auch Mode. In Brüssel gibt es Kleider, die man "Teufelsfenster" nennt, ein irreführender Begriff, sehr einseitig, denn schliesslich ist Mode recht eigentlich das passende Mittel, um einen gerade noch zulässigen Ausschnitt dessen zu zeigen, was nicht gezeigt werden darf, und eben darin erweist sich die Mode als ein unverzichtbares Instrument der Sittlichkeit. Hier fallen Gott und Teufel in eins, sie verbrüdern sich in Schönheit und Harmonie. Aber gehen wir weiter. Die diesjährige Fröhsommerkollektion ist, wie ich meine, nicht unmassgeblich von Rousseau beeinflusst. Zurück zur Natur! In dieses Oberkleid ist eine Schürze für Schäferspiele eingenäht, sehr sinnreich, und in dem mit Baumwoll-Mousseline gefütterten Cul de Paris befindet sich eine Wärmflasche mit einem Stutzen, in den man das warme Wasser einfüllen kann, wenn man die Absicht hat, im frischen Fröhsommerwind einen Gartenspaziergang zu machen. Die calvinistische Ausführung ohne Spitzenvolants eignet sich übrigens hervorragend für die Fastenzeit, passend dazu gibt es eine Gucci-Tasche für das Gebetbuch...

Bochsler redet und redet, während Feodosia mit den Füßen in den Schnittmustern herumstöbert. Sie wirkt gelangweilt, unschlüssig. Hin und wieder bückt sie sich, um einen Bogen im Detail zu betrachten. Mit leicht gekrümmten Händen verstreicht sie die Kohle, Fingerspitzen und Handballen sind schon ganz schwarz. Von der Theorie zur Praxis, sagt Bochsler, der Mensch besteht zu neunzig Prozent aus Wasser. Der Rest ist Kleidung. Du kannst dir denken, was das heisst, Feodosia. Auf dem Wasser unseres Körpers segeln wir dahin. Dafür brauchen wir die Textilien. Ohne sie wären wir nichts als Körper, eine Wasserwüste. Ich würde vorschlagen, du suchst dir übungshalber eine passende Abendgarderobe aus. Die Wahl überlasse ich dir. Beim nächsten Festbankett wirst du ganz nach deinem Ermessen als Vogelscheuche oder als Prinzessin auftreten können. Wähle also mit Bedacht. Geschmackvoll sind die Kleider ja alle, aber die Frage ist, ob sie dir auch alle stehen? Man schult jedenfalls seinen Geschmack, wenn man sich seine Aufmachung selber zusammenstellt, die Farben, Formen und Schnitte klüglich gegeneinander abwägt: da geht es ums Ganze. Wenn du eine Prinzessin sein willst, musst du dich auch wie eine Prinzessin herausbretzeln. Wenn du die Schönste sein willst, und wohlgemerkt, die Prinzessin ist immer die Schönste, dann musst du deine Kleider dem härtesten Geschmacksurteil unterwerfen, das überhaupt möglich ist.

Endlich, der grosse Tag ist da. Vor dem Gemach der Prinzessin haben wir Stellung bezogen. Die Tür ist verschlossen. Unter keinen Umständen darf jetzt jemand stören. Die Prinzessin kleidet sich um. Der königliche Hofschneider hat ihr die neuen Kleider gebracht, Prachtskleider, wie Bochsler betont. Heute Abend soll Feodosia ihren grossen Auftritt haben. Zur Feier des bestandenen Hofpropädeutikums lässt der König ein Frühsommerbankett ausrichten. Feodosia hat sämtliche Prüfungen bestanden. Sie ist nun eine wirkliche Prinzessin. Nur ungern denken Bochsler und ich an die Zeit zurück, als es Feodosia noch an Schliff und Eleganz gefehlt hat. Diese Zeit ist glücklicherweise vorbei. Feodosia ist zu einer würdigen Königstochter herangereift. Zumindest möchten wir das glauben. Der letzte Beweis fehlt noch. Wir sind gespannt: aus dem Kokon sollte nun endlich der Schmetterling schlüpfen. Vor der verschlossenen Tür gehen wir auf und ab, die Hände hinter dem Rücken. Unsere Schritte hallen durch den Gang. Wir sind nervös. Aus dem Innenhof des Schlosses hören wir Stimmen. Die Tafel wird gedeckt, die Diener eilen geschäftig umher. Der Tag ist bewölkt gewesen, gegen Abend hat es abgekühlt, ums Schloss pfeift der Wind wie ein rückwärts spielendes Flötenorchester. Die Nacht naht heran. Und während wir noch warten, springt plötzlich die Tür auf und Feodosia huscht wie ein Wirbelwind an uns vorüber. HUUU! macht sie. Sie hat sich ein Bettlaken umgetan. Sie rennt den Gang hinunter, macht eine übermütige Pirouette und trippelt barfuss zu uns

zurück. Bochsler stellt sie zur Rede. Schon gut, sagt sie, war nur Spass. Ich werde mich zusammenreißen. Ich werde allen zeigen, dass ich eine würdige Prinzessin bin... Mit diesen Worten schlüpft sie wieder in ihr Gemach. Nachdem sie die Türkette vorgehängt hat, hören wir sie am Kleiderschrank hantieren. Bochsler und ich lauschen an der Tür. Dann wird uns die Warterei zu bunt. Wir gehen nach unten, hier ist es hell, die Kronleuchter strahlen wie Weihnachtsbäume. Der König sitzt mit seinen Ministern und der ganzen royalen Grossfamilie an der Tafel, die sich biegt unter dem Gewicht der Kaldaunen, Wildschweinpasteten, Ochsenhodenpuddings und Weinkaraffen. Eingezwängt sitzen wir in unseren Esstühlen. Noch fehlt Feodisia, aber das Festbankett ist vom König eröffnet worden. Jeder darf zulangen und sich den Bauch vollschlagen. Was sich Bochsler nicht zweimal sagen lässt. Bochsler hat Hunger. Ist ein wirklich anstrengender Tag gewesen, meint er, da hat man Kohldampf. Er nimmt die Gabel, sticht sie in ein Brötchen, energisch zieht er das Brötchen zum Mund, der ein bisschen erkältet ist, wie auch die Nase. Aus der Nase tropft es in die Suppe, was Bochsler keineswegs daran hindert, seiner Fresslust die Zügel schiessen zu lassen. Das Brötchen zerreisst er mit den Zähnen, es ist zäh. Hnnng, hnnng, macht Bochsler. Man merkt nun wirklich, dass Bochsler von auswärts kommt, aus der Provinz. Die gepflegte Esskultur ist bei ihm nicht angeboren. Da geht die Tür auf, und es ist ein Wunder, dass nicht auf der Stelle alle Anwesenden zu Stein erstarren. Feodosia kommt völlig verwandelt an den Tisch. Wie ein junges, überirdisch strahlendes Abbild ihrer Mutter sieht sie aus, eigentümlich in die Höhe geschossen ist sie, der ganze Körper satt eingeschnürt, nur an wenigen Stellen quillt das Fleisch hervor. Sie trägt ein sechsteiliges Kleid mit Hermelinbesatz, Ärmelspitzen aus Fen, und auf dem Kopf türmt sich eine komplizierte Kesselhaube. Feodosia ist wie von Strahlen umgeben, wie von glänzendem Raureif überzogen. Das Hofpropädeutikum zeitigt hier vielleicht doch die erhoffte Wirkung: Feodosia scheint sich auf die Grundsätze ihres Stammbaums besonnen zu haben. Sachte, als trüge sie in ihrem geschnürten Busen einen Schrank mit hochzerbrechlichen Porzellantässchen, setzt sich sie ans Stirnende der Tafel. Bevor sie ihrem Vater, dem König, zunicken und die vorgeschriebene Begrüßungsformel aufsagen kann, muss sie die Kleiderpracht ein wenig in Ordnung bringen. Zärtlich zupft sie an den Stoffwülsten herum, die sich da und dort kuglig zusammenbauschen und wie Katzenbuckel herausstehen. Sie lächelt verlegen. Man begafft sie aus einem ungeheuren Abstand, wie durch ein Teleskop: ihre Präsenz ist schamlos, unmässig und unangemessen. Selbst Bochsler, der Vielredner und Oberreferent, ist auf einmal wie mit Stummheit geschlagen, sein Karpfenmaul steht offen, und die Suppe in unseren Tellern bekommt ein Häutchen, weil wir nicht mehr umrühren. Bochsler dreht den Kopf zu mir herüber, sein Blick heftet sich an mir fest. Ich ahne, was kommt. Bochsler verdreht

die Augen bis zu einem Punkt, wo man fast nur noch das blanke Weiss der Augäpfel sieht, seine Arme hängen herab, er windet sich auf seinem Stuhl, stöhnt und sabbert. Ah, denke ich, jetzt geht es los. Ich spüre einen Ruck, dann noch einen: Bochsler zerrt am Tischtuch, sein Stuhl kippt nach hinten und bleibt wacklig auf den Hinterbeinen stehen, weil das Tischtuch nur langsam und ruckweise nachgibt. Dabei grölt er ein unanständiges Lied aus dem Milieu der Steinbrucharbeiter. Er scheint es darauf abzusehen, Feodosia die Schamröte ins Gesicht zu treiben und mich als denjenigen hier am Tisch zurückzulassen, der die Scherben auflesen muss. In aller Kürze versuche ich Feodosia zu erklären, warum Bochsler nicht ganz normal ist. Aber ich hole weiter aus. Irgendwie muss ich ihr begreiflich machen, dass Bochsler sehr deutlich von der gemeinsamen Linie abweicht und sich, auch zu meiner eigenen Schande, dem Niveau dieses Tisches gegenüber als unfähig erweist. Ich distanzriere mich von Bochsler, indem ich die Verantwortung für ihn übernehme, ein Trick, der zu meiner Verwunderung einwandfrei funktioniert. Ist sein Verhalten psychologisch bedingt? fragt mich Feodosia mit grossen Augen. Ich nicke heftig, während Bochsler, der wie ein Verrückter um sich schlägt, von zwei Dienern abgeschleppt wird. Du Sau! schreit er. Sein Verhalten ist abscheulich, sage ich, unter jedem Hund. Manchmal wirft er sich mit dem Gesicht in eine Schlampfützle, kein Patschloch oder Fettöpfchen ist vor ihm sicher. Ihm fehlt jemand, der mässigend auf ihn einwirkt. Man sollte ihn unter Kuratel stellen, die erzieherische Fuchtel täte ihm gut. Übrigens, wenn ich hier noch eine kleine Korrektur anbringen darf, werteste Feodosia, es heisst: psychisch bedingt, nicht psychologisch bedingt.

Dadurch, dass ich die Verantwortung für Bochsler übernommen habe, bin ich selbst einigermaßen gut weggekommen. Ich habe die Situation gerettet. Nicht aber Bochsler. Bochsler ist verloren. In der königlichen Rechtssprechung wird die Schuldfrage kurzerhand übers Knie gebrochen: über Schuld oder Schuldlosigkeit entscheidet das Verursacherprinzip. Noch an diesem Abend soll Bochsler dem Scharfrichter übergeben werden. Er soll geköpft werden, nicht der Scharfrichter, sondern Bochsler, und zwar mit dem Richtschwert. Der Scharfrichter, im Zivilleben wahrscheinlich Mitglied der Schulaufsichtsbehörde und Kirchenratspräsident, soll an Bochsler die Hinrichtung vollziehen wegen Majestätsbeleidigung und ungebührlichen Betragens bei Tisch. In der öffentlichen Urteilsverkündung heisst es, Bochsler habe die von Gott gesetzte Ordnung und Obrigkeit verhöhnt und müsse nun auf dem Richtblock zur Reue geführt werden, auf dass die sündige Seele errettet werde. Es ist klar, dass ich mir dieses Schauspiel auf keinen Fall entgehen lassen will. Feodosia begleitet mich. Sie ist etwas bedrückt. Für sie ist Bochsler schon geköpft, dabei findet die Hinrichtung erst in einer Stunde statt. Zuerst muss noch

das Schwert geschärft werden. Wie es scheint, hat sie Bochsler irgendwie gemocht. Begreife jemand die Frauen, ihre Gefühle sind ein Rätsel. Als wir gemeinsam zum Richtplatz schlendern, erkläre ich Feodosia, warum Bochsler die Strafe verdient hat. Ich finde so viele Gründe, dass ich sogar selber staune. Schade, sage ich zu Feodosia, dass Bochsler nur einen Kopf hat.

Ja, Feodosia ist eine Prinzessin. An nichts sieht man das so deutlich wie an ihrem Zimmer, das natürlich kein Zimmer ist, sondern ein Gemach. Das Schönste an ihrem Gemach sind die Vorhänge, die die Flügeltüren des Balkons verschleiern. Die Vorhänge sind aus einem fernen Land importiert, aus China, das könnte sein, oder aus Qualalumpur. In ihnen sind die feinsten Garne zu einem spinnwebartigen, aber reissfesten Material verarbeitet. Samtvorhänge sind Feodosia zu schwer, Spitzenvorhänge erinnern sie unangenehm an den Handarbeitsunterricht, und die buntbedruckten Kattunvorhänge, die die Altweiberzimmer verdunkeln, verabscheut sie erst recht. Feodosia hat Geschmack, wenn auch keinen guten, und sie setzt ihn stets und überall an vorderster Stelle durch. Dort, wo man hinschaut, ohne es zu wollen. Zum Beispiel auch dort, wo eine Modesünde derart gut aufgehoben ist, dass sie fast schon verschwindet: am weiblichen Körper. Feodosia trägt ein Kleid aus Chiffon und Seide, und das Kleid ist so lang, wie es sein muss, um herabfallend den Boden zu berühren. Das Kleid ist also auch ein Besen, und wenn da irgendwas in Fussnähe raschelt, dann sind es die vielen Papierchen, die sich unter dem nachschleifenden Stoff angesammelt haben. Vorne ist ein gutes Stück Haut zu sehen, der Brustausschnitt betont die zerbrechlichen Schlüsselbeinknochen. Aber der eigentliche Blickfang ist der Hals. Ich glaube, dass eine Beschreibung dieses Halses ohne weiteres auf die Feststellung hinauslaufen könnte, dass das kein Hals ist, sondern ein Destillierkolben. Darin schluckt und gluckt es, und man weiss nie, was oben herauskommt. Jetzt, nach dem Abendessen, hat Feodosia den Schluckauf. Sie hält die Luft an. Das hilft. Sie hat sich umgezogen und frisch gemacht. (Ja, in dieser Reihenfolge. Zuerst die Kleider wechseln, dann ein bisschen Rosenwasser auf die Wangen tupfen). Ich schaue ihr zu, ich darf das jetzt, da ich meines Lehramts enthoben bin. Feodosia hat mich zu ihrem Kämmerer ernannt. Eine neue Aufgabe, eine neue Pflicht. Feodosia lächelt mir zu. Bin ich jetzt nicht eine vorbildliche Prinzessin? fragt sie mich. Doch, das bist du, sage ich. Vor dem Spiegel zupft sie sich eine Franse aus der Stirn. Dabei wird ihr Blick vom Spiegel in den Raum zurückgeworfen und trifft auf ein Tablar, auf dem ein rundlicher Glasbehälter steht. Darin schwimmt ein Kopf, der Feodosias Blick mit weit aufgerissenen Augen erwidert. Das Karpfenmaul steht offen, die Ohrmuscheln sind rot und durchscheinend. Hier hat Bochsler seine letzte Ruhe gefunden. Nicht der ganze Bochsler freilich, sondern nur sein Kopf:

ein anatomisches Dekorationsstück. Nun denn, sagt Feodosia, gehn wir ein bisschen spazieren? Sie möchte Abstand gewinnen zur Gesellschaft im Schloss, zu den Zwängen, die sie immer noch einengen. Ich habe mich in mein Schicksal gefügt, sagt sie, aber im tiefsten Innern hasse ich sie alle, den ganzen Luxuspuddel-Verein. Jeder stiehlt dem andern die Schau und muss sich doch bücken. Und ich, die Prinzessin, ich bücke mich am tiefsten. Ich bin die Unfreiste von allen. Ich ergebe mich diesem System, weil es in mir drin ist, in meinem Körper, in meinen Genen... So lässt sie sich über den Adel aus, das Geld, die ganze hochstämmige Familie, deren Frucht sie ist, und während sie so daherschimpft, spuckt sie auf den englischen Rasen, der bald schon hinter einer Taxushecke verschwindet. Ich nicke und habe vollstes Verständnis. Draussen fühlt man sich frei, da hat sie recht. Die Sonne scheint, und im frischen Früh-sommerwind knattern die Fahnen. Feodosia spaziert sehr anmutig. Ich bin glücklich, dass sie mich dabei haben will. Auf den geharkten Wegen im Schlossgarten begleite ich sie wie ein Galan. Wir gehen langsam, das verbindet uns. Feodosia fängt sich wieder ein, wir reden leise und freundlich. Ich neige mich sanft zu ihr hin. Ich bin die Sanftheit in Person, und Feodosia weiss das zu schätzen. Ja, auf diesem Spaziergang werden wir es miteinander probieren. Auf diesem Spaziergang werden wir alles Un-erfreuliche weit hinter uns zurücklassen.

## Müllers Garten

Schon seit langem, sagte Müller, möchte ich meinen gefiederten Freunden einen Gefallen tun. Ich möchte ihnen einen Tisch hinstellen. Scheu sind sie ja nicht. Sie dulden es nämlich durchaus, dass man sie aus gebührendem Abstand beobachtet. Einen Anreiz, mich zu besuchen, finden sie schon jetzt, nämlich im Futter, das ich für sie auf den Boden streue. Manchmal stürzen sie sich regelrecht darauf, sie verwickeln sich in Kämpfe, hacken aufeinander herum. Kleingehacktes und Körniges, also spezifisches Vogelfutter, wie man es nur im Spezialladen kaufen kann, verfüttere ich am liebsten. Allerdings gibt es bei mir auch anderes Vogelfutter. Ich habe so einiges an Resten, das ich loswerden möchte, ich selber ernähre mich ja auch wie ein Vogel. Ich lebe gesund, Naturprodukte aus dem biologisch zertifizierten Naschwareneinkauf bilden meine Grundnahrung. Jetzt, aufs Alter hin, habe ich immer häufiger das Bedürfnis, nicht nur für mich selbst zu sorgen, sondern über meinen eigenen Tellerrand hinauszuschauen, wenn ich so sagen darf; ich möchte, dass meine Gesundheit allen Tierchen zugute kommt, die den Willen und den Mut haben, mir Gesellschaft zu leisten. Weiss auch nicht, womit das zu tun hat. Im Alter wird man komisch, manche sagen kauzig. Die Interessen erweitern sich, fächern sich auf, man fängt viele neue Sachen an, obwohl man weiss, dass es dumme Sachen sind. Man kauft zum Beispiel ein Fahrradschloss, obwohl man gar kein Fahrrad hat. Sollte ich mich bei Gelegenheit ärztlich untersuchen lassen? Bin ich krank? Nicht ganz dicht? Woher denn? Es geht mir glänzend. Falls ich dabei verblöde, soll's mir recht sein. Es gibt Schlimmeres als den Briefkasten mit dem Kühlschrankschrank zu verwechseln oder versehentlich einmal ohne Hosen aus dem Haus zu gehen. Die Hauptsache ist ja immer, man ist glücklich und zufrieden. Wenn die Kräfte schwinden und das Hirn zu schrumpfen beginnt, ist es vielleicht gar nicht so einfach, mit sich im reinen zu sein. In der Welt bleiben, auf dem Boden der Tatsachen, das ist wichtig. Leute kontaktieren, Freundschaften pflegen, das ist wichtig. Das hält jung.

Die Erneuerung der Natur, erklärte Müller, ist mir das Wichtigste. Sehe ich auf meinen Spaziergängen einen Weiher, der nur noch vor sich hinsinkt, denke ich: den sollte ich ausschaufeln und neu mit Wasser füllen. Dann sollte ich neue Tiere dreintun, neues Leben darin hochziehen, das wäre doch eine lohnende Beschäftigung in meinem Alter. Solche Gedanken kommen mir oft beim Spazieren, das ich als eine ehrenamtliche Tätigkeit auffasse. Solange die Beine mittun, nicht wahr, sollte man herumgehen und die altenfreundlichen Sitzbänke meiden. Wer rastet, rostet. Wie Ihnen vielleicht aufgefallen ist, habe ich enorme Anstrengungen unternommen, meinen kleinen, ursprünglich fast nur von Nussbäumen bewachsenen Garten neu herzurichten, ihn aufzurichten, wenn man so will.

Sehen Sie, was aus diesem Garten geworden ist. Vor Jahren hätte ich mir einen solchen Prachtsgarten nicht einmal in meinen grünsten Träumen vorzustellen gewagt. Und jetzt habe ich ihn verwirklicht, aus eigener Kraft: ich habe ihn selber gemacht. Jedes Pflänzchen habe ich selber gemacht.

Auch Unerfreuliches gäbe es zu berichten, sagte Müller. Ein Tier, das ich noch nie zu Gesicht bekommen habe, zertrampelt meine Blumen und frisst meinen Salat. Es richtet Schäden an, für die mich niemand entschädigt, die Versicherung verlangt Beweise, die ich nicht erbringen kann. Was weiss ich denn schon? Es ist ein Gewohnheitstier, dieses Tier, vierfüssig und heimlich geht es immer den gleichen Weg, instinktgesteuert, wie Tiere halt sind. Dieses Tier, mein Tier, sage ich zuweilen und blinzele dabei schelmisch, wie wenn es dauernd um mich herum wäre, aber natürlich ist es nirgends, ich meine damit, gesehen habe ich es noch nie, und ich weiss noch nicht einmal mit Sicherheit, ob es überhaupt ein Tier ist, dieses Tier, will ich sagen, und ich bleibe beim Tier, weil alles andere vielleicht doch zu phantastisch wäre, ist allem Anschein nach ein Wandertier, ein Trampeltier, ein Wanderfüssler. Es trampelt sich vierfüssig einen Weg am Haus vorbei. An meinem Haus vorbei, aber auch an den Häusern meiner Nachbarn vorbei. Man kennt es eigentlich im ganzen Dorf. In Menschnähe fühlt sich das Tier keineswegs fehl am Platz. Daraus ergibt sich zwangsläufig das eine oder andere Problem. Durchschneidet die Fährte einen neu angelegten Garten, ist es für den Gartenbesitzer Pflicht, am Gartenhag zwei Pforten anzubringen, damit das Tier seinen üblichen Weg auch weiterhin gehen kann: eine Pforte zum Hineingehen und eine Pforte zum Hinausgehen. So eine Pforte ist schnell gemacht. Eine Holzklappe, die an einem Scharnier herunterhängt, genügt vollauf. Die in der feuchten Gartenerde gut sichtbaren Pfotenabdrücke verraten, dass das Tier nicht sehr gross ist, nicht viel grösser als ein Hase, aber im Gegensatz zum Hasen fürchtet es die Menschen nicht. Die Menschen samt den menschenzugehörigen Sachen sind für dieses Tier wie nicht vorhanden. Jawohl, wie nicht vorhanden. Da kann man Flitter aufhängen, soviel man will, Schrecktöne aussenden oder mechanische Tanzpuppen hinstellen, nichts hält das Tier von seinem Gartenbegehungen ab. Die natürliche Scheu vor den Menschen kennt es nicht, was die Vermutung nahelegt, dass die sogenannte natürliche Menschen-scheu bei vielen Tieren gar nicht so natürlich ist, wie es scheint. Nein, scheu ist dieses Tier nicht, es lässt sich weder verjagen noch vergraulen, weshalb man sich mit ihm arrangieren sollte. Trotz den Schäden, die es anrichtet. Wo immer es auftaucht, lässt es eine gewisse Unordnung zurück. Habe ich das schon erwähnt? Das Tier markiert sein Revier, häufelt da und dort etwas Erde an, wühlt Mulch auf, sammelt ein paar Steinchen zusammen, und auch Frassspuren sind zu sehen. Bei Pflanzen, die ihm

als Nahrung dienen, legt es einen Zwischenhalt ein. Ist es dann wieder fort - und wie aus Berechnung ist es immer genau dann wieder fort, wenn man in den Garten hinausgeht - findet man auf einem der verwüsteten Beete vielleicht noch etwas Angeknabbertes. Eine Visitenkarte.

Lange Zeit, eigentlich den ganzen Winter hindurch, sagte Müller, verharrt das Unkraut an Ort und Stelle. Schon im Frühherbst, beim ersten Niedergang der Aussenwärme, wenn der vorzeitige Frost die Äpfel und Birnen einfriert, stirbt das Unkraut oberirdisch ab. Was an ihm weiterlebt, verbirgt sich zwischen Erde und Stein. Und dann? Solange der Himmel molkig oder eisig, schneeig oder trübgrau ist, herrscht Stillstand. Das Unkraut reiht sich unter die zahllosen Dinge ein, die einem nichts mehr zu tun geben. Die gefrorenen Böden kann man unmöglich bearbeiten. Im Winter kümmert man sich mit Vorliebe um Häusliches: Topflappen, Zimmerpflanzen und Ofenholz. Solange noch alles gefroren ist, denkt man an die Mühen der Gartenarbeit überhaupt nur sehr ungern und überlässt das Unkraut sich selbst. Das kommt dann noch früh genug. In seinen Kammern und Schächten bangt es dem magischen Moment entgegen, da die Sonne den pflanzlichen Bewegungsantrieb aktiviert. Sobald die Sonnenstrahlen scharf gespitzt sind, also spätestens im April, stehen die barometrischen Anzeichen wieder auf Frühling. Jetzt ist der Zeitpunkt da, wo sich in meinem Garten alles verwandelt. Das Unkraut drängt an die Luft, es dreht sich zur Sonne und bildet Blätter und Ranken aus, Wärme umfängt es, eine mitteleuropäische Wärme im Mittelbereich, wenn ich so sagen darf, gemässigt und lind.

Dieses Wachstum, sagte Müller, gibt mir so ganz nebenbei Anlass zu einer Betrachtung der allgemeinen Naturzustände. Das Aufspriessen des Unkrauts, so unerfreulich, ja lästig die damit verbundene Arbeit der Unkrautvertilgung auch sein mag, ist eigentlich höchst natürlich. Ich könnte den Vorgang ohne viele Worte beschreiben, in einem einzigen runden kleinen Satz oder einem beschwingt formulierten Teilsatz. Aber vielleicht sind Worte hier gar nicht das richtige Mitteilungsmittel. Ich könnte, um ein wirklich zutreffendes Bild von diesem Wachstum zu geben, einfach nur mit dem Finger auf die grüne Welt zeigen. Die luftdurchströmte grüne Welt, ist sie nicht schön? Stapfe ich im Frühling aus dem Haus, mitten in diese Welt hinein, so stelle ich befriedigt fest, dass die Wärme alle Pflanzen in die Luft hinaufzieht. Mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchern sie in die gleichmässig feuchte und warme Umgebung hinein. Sie drängen nach allen Seiten, drängen sich überall vor, und immer ist es das Unkraut, das hier die überraschendsten Kapriolen macht. Jedes Hindernis überwindet es mit einer unwirschen Bewegung seiner sich ringelnden Ausläufer, die, wie Hände, sowohl Werkzeuge als auch Sensoren sind. Diese Ausläufer sind wurzlig und ästig und reich verzweigt. Und sie sind sehr

eigenwillig. Das Unkraut wehrt sich natürlich gegen jeden Eingriff. Es entwindet sich. Obendrein ist es auch noch zäh wie Gummi und hart wie Stein. Man kommt ihm nicht bei, da kann man machen, was man will. Schere, Hand und Hacke sind machtlos, Unkrautvertilger nützen nichts. Der Gärtner hat allen Grund, das Unkraut zu fürchten. Es macht ihm die Gartenarbeit nur allzu beschwerlich. Natürlich kann man es auch ignorieren, der Natur wegen. Das halte ich für falsch. Mir persönlich liegt das Wohl jener Pflanzen am Herzen, die irgendeinen realen Nutzen versprechen. Für sie bin ich da. Für sie kämpfe ich gegen das Unkraut. Aber grundsätzlich, so im grossen und ganzen, habe ich nichts gegen Unkraut. So wie ich auch nichts gegen das Tier habe, das meine Blumen zertrampelt.

## Die Waldkartierungskommission

In dem kleinen, üppigen Wälchen mitten im Talkessel, wo ich versehentlich eine Station zu früh aus dem Bus gestiegen war, hatten sich Ansammlungen kalter Luft gebildet. Es waren Kaltluftseen, die im Talgrund stagniert waren. Das eingedolte Wasser eines unterirdischen Baches rumpelte dumpf unter meinen Füßen. Ich brachte meine Kleider in Ordnung. Sie waren patschnass. Aus den umliegenden Hügeln hatte der Regen jede Farbe herausgewaschen, sumpfiges Wiesland wölbte sich in den grauen Himmel. An den Hängen über mir erblickte ich das Dorf. Die Häuser klein wie Bauklötze. Die Strecke bis zur Station "Post" musste ich nun zu Fuss zurücklegen. Ich hatte mich beim Aussteigen vertan. Selberschuld. Ich kniete mich hin. Meine Aktenmappe hatte ich vor mir auf dem Schoss. Ich öffnete sie und schaute nach, ob die Schreibblöcke Schaden gelitten hatten. Ich nahm sie heraus. Ja, sie hatten. Dass mir so etwas passieren musste! Mein Äusseres gab eine vage Andeutung davon, mit welcher Sorgfalt und Umsicht ich mich auf diese Reise vorbereitet hatte. Ich hatte meine Hosen extra gebügelt, hatte neue Jackenknöpfe angenäht, den gefütterten Halsschutz hochgeklappt und den Verschluss an meiner Aktenmappe zweimal einschnappen lassen. Das alles, um gegen jede Eventualität gewappnet zu sein. Und jetzt das! Zu früh aus dem Bus gestiegen - und dann auch noch ein Platzregen.

Das Papier, das ich aus meiner Aktentasche nahm, pappte mit seinen aufeinander klebenden, schrumpfligen Seiten zwischen meinen Fingern, ein Matsch aus Zellulose. Ich dachte nach. Bis zum Abend musste das wieder in Ordnung sein. Ohne Papier kein Protokoll. Ich war der Aktuar. Ich musste bei den Sitzungsgesprächen mitschreiben. Fragen und Antworten, Zwischenbemerkungen, Anträge und Abstimmungen: alles musste direkt notiert werden. Die Waldkartierungskommission handhabte das noch sehr altmodisch. Ohne Diktaphon. Auf lange Sicht gibt es nämlich nichts Verlässlicheres und Einfacheres als ein handschriebenes Protokoll. Es braucht nicht mal ins Reine getippt zu werden. Nach der Sitzung kann man es in eine Kladde stecken und versorgen. In dieser Kladde überdauert es die Zeit, es überdauert die Diktaphone und Smartphones, es überlebt die Software-Pannen und digitalen Umrüstungsmassnahmen, die Umgruppierungen innerhalb der Behörde, das Wischiwaschi der Dienststellen, die jährlichen Personalrochaden.

Mit diesen Gedanken schritt ich dem Dorf zu. Soweit ich sehen konnte, lief die Strasse über ein steiles Rutschgebiet und erreichte die ersten Häuser erst nach etlichen Windungen. Wäre der Boden trocken gewe-

sen, hätte ich querfeldein über den Hang gehen können, aber das war nun leider nicht möglich. Auf dem läthenhaltigen, regendurchweichten Boden hätte ich meine Schuhe ruiniert. Ein rasch sich näherndes Motorengeräusch brachte mich zum Stehen. Ich erkannte diesen Motor, bevor ich das dazugehörige Auto sehen konnte. Mit gedrosselter Geschwindigkeit, im Tempo eines gemütlichen Rennläufers, fuhr es dicht an mich heran: ein Überlandwagen mit schmutzverkrusteter Haube und einer hin und her schwankenden Bordantenne. Hinter dem Steuer sass Künold, Pferdepfleger, Kanzleischreiber und stellvertretender Vizepräsident der Waldkartierungskommission. Er kurbelte das Wagenfenster herunter und grinste mir ins Gesicht wie eine etwas übergewichtige Hyäne. Holmiker, sagte er. Sie holen sich noch den Tod. Das ist ungesund.... Ich zuckte die Achseln. Jetzt übertreiben Sie mal nicht, beharrte Künold. Steigen Sie ein! Was blieb mir auch anderes übrig: ich quetschte mich in den vorderen Sitz neben Künold und gurtete mich an. Künold lachte. Es sind zweihundert Meter bis zum Dorf, höchstens dreihundert, gluckste er. Sie sind mir vielleicht einer. Sie mit Ihrem Gurtenobligatorium! Er trat aufs Gas, und der Wagen kurvte mit Allradantrieb ins Dorf hinauf.

Warum die Tagung der Kantonalen Waldkartierungskommission in diesem abgelegenen Weiler stattfand, weitab von den warmen Büroräumlichkeiten, die wir gewohnt waren, das konnte mir Künold nur andeutungsweise erklären. Das sei jetzt halt so eine Art erweiterter Sitzungsmodalität. Es war überdeutlich, dass er das nur sagte, um mich mit meiner Frage nicht völlig allein zu lassen. Eigentlich hätte ich erwarten dürfen, dass Künold, der seit Jahrzehnten im Vorstand sass, über die Dislokation Bescheid wusste. Doch was er mir erzählte, war so vage und allgemein, dass ich es mir auch selber hätte erzählen können. Indem man sich öffne für Neues, sagte Künold, verschaffe man sich ein gutes Gefühl. Künold brach in ein breites Lachen aus und trampelte mit den Füßen unter dem Tisch herum. Ein gutes Gefühl! schrie er. Ein gutes Gefühl! Die Kantonale Waldkartierungskommission war also drauf und dran, sich neue Impulse zuzuführen. Das liess sich hören. Immerhin war das eine Erklärung. Auf beiden Seiten eines mit Topfpflanzen bestückten Gitters, das sich mitten durch die Gaststube zog, reihten sich viereckige Tische mit Wachsdecken und Gewürzständern. Es roch nach Aromat, nach schmuelligem Gemischtwarenladen, schwer und fettig wölkten Essensgerüche in den Raum hinein. Künold und ich hatten das Tagesmenü bestellt, mit Suppe. Die Gaststube war nahezu leer, zwei oder drei Einheimische sass stumm vor ihren Biergläsern. Gemächlich und gleichmässig schluckten sie das Bier in sich hinein. Sie nickten mit den Köpfen wie gutmütige Roboter. Einer rülpste. Sie sahen uns an mit weissen

Schaumschnäuzen. Jede sinnvolle Antwort auf deine Frage, sagte Künold, sollte mit einer ausführlichen Schilderung der ländlichen Versammlungslokale beginnen. Es ist doch schön hier, oder nicht? Ich nickte. Lamentieren hilft nicht, meinte Künold, nur ein entschlossenes Aufkrepeln der Ärmel kann uns weiterbringen. Künold lachte. Wie von unsichtbaren Fäden gelenkt liess die Serviertochter beide Teller vor uns auf den Tisch niederschweben und huschte lautlos davon. Sie hatte Korksohlen an den Schuhen. Die Teller waren randvoll gefüllt. Künold band sich die Serviette um den Hals. Er verknötete sie doppelt. Dann beugte er sich vor und stocherte mit Messer und Gabel in dem zu einem kreisrunden Hügel aufgetürmten Kartoffelstockbrei. Ich schob meinen Stuhl ein wenig zurück und streckte mich nach dem Heizkörper aus. Die Blätter fühlten sich nicht mehr so weich an. Die Nässe war schon fast verdunstet. Das ist gut, sagte Künold mit vollem Mund, dass wir hier sind, es ist gut... Auch das Essen, es ist gut. Alles prima! Er schluckte den Kartoffelstockbrei hinunter, nahm einen Bissen Fleisch, käute. Es ist wie Ferien, fuhr er fort. Man schlägt sich den Bauch voll, trinkt, bespricht sich, Blaumachen würde ich das nennen, Ausspannen, die Arbeitsmoral renovieren, man tummelt sich auf der Gegenseite, wo es keinen Stress gibt. Keinen Stress? wandte ich ein. Also wenn das kein Stress ist! Wo sind denn unsere Kollegen?

Keine Sorge, lachte Künold, die lassen uns schon nicht hängen. Ja hallo, da sind sie ja...

Ich drehte mich erwartungsvoll zur Tür. Da war niemand. Wann fängt die Sitzung eigentlich an? wollte ich wissen. Künold lächelte nachsichtig. Natürlich dann, wenn alle da sind, sagte er. Ohne die andern eröffnen wir die Sitzung nicht. Oder meinen Sie, wir zwei könnten das alleine machen? Das geht nicht. Bescheiden wir uns. Wir zwei sind zwar schon ein ganzer Haufen, aber die Waldkartierungskommission sind wir nicht. Wir sind unvollständig, auch wenn ich Sie mitzähle, Holmiker. Rechnen Sie nach. Gebrauchen Sie Ihren Kopf. Eine Abstimmung zu zweit ergibt keine stabile Mehrheit. Der Zahl nach sind wir zu wenige. Mindestens Heintz, Schläfli und Ziegenberger müssten sich uns anschliessen, damit das Dutzend voll wird. Und zwar nicht nur zahlenmässig. Es geht hier nicht allein um die Quantität. Ohne Heintz, Schläfli und Ziegenberger läuft gar nichts. Sie sind das Öl im Getriebe, sie erteilen sich selber das Wort, und das Wort, das sie führen, ist gewichtig: sie lassen es rumpeln, sie schieben es herum, jeder will mal drankommen und sich aufs grosse Podest stellen, um eine Rede zu schwingen. Es ist ein Ablauf, von dem die Kommission als Ganzes erheblich profitiert. Was wäre eine Sitzung ohne die beflissenen Redner und Dazwischenredner. Es muss jemand da sein, der die

Sitzungsgruppe mit seinem Mitteilungsbedürfnis in Schwung hält. Also warten wir ab. Wir haben genug zu essen, und wir haben gute Gespräche. Ich spreche, und Sie hören mir zu. Das Versammlungslokal ist reserviert. In einer Stunde sind alle beisammen, wetten? In der Zwischenzeit können wir uns ausruhen. Wir können ein Stück Kuchen bestellen. Oder die Papiere ordnen. Oder wie wär's mit einem Nachspaziergang? Wenn auch die Umgebung etwas traurig und öde ist, schaurig und nass, eine Waldkauzgegend eigentlich, so hat sie doch ihren Reiz, vor allem nachts, wenn man kaum die Hand vor Augen sieht.

Künold blickte auf seinen leergegessenen Teller. Die Suppe, sagte er, wo ist die Suppe? Da kam schon die Serviertochter herbeigehuscht, sichtlich nervös und kurzatmig. Die Finger in die Schürze gekrallt, knickste sie steif, aber das Gesicht blieb erhoben wie eine Hand, die den Verkehr regelt. Sie habe, stotterte sie, die Suppe komplett vergessen. Vergessen, korrigierte sie sich. Künold kratzte sich am Kopf und verdrehte die Augen zur rüschenverkleideten Deckenlampe. Ob sie uns die Suppe nachreichen dürfe? fragte die Serviertochter hastig. Sie wippte auf ihren Korksohlen vor und zurück. Künold winkte ab. Ihm stand der Sinn jetzt nicht nach Suppe. Er wollte hinaus in die Nacht. Er wollte sich die Füße vertreten. Holmiker, fragte er. Was meinen Sie? Wie wär's mit einem Nachspaziergang?

Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sich Künold abrupt und marschierte geradeaus durch den Windfang hindurch, der vom Aufprall des wuchtigen Körpers hin und her flappte. Gehen Sie meinerwegen spazieren! rief ich ihm hinterher. Ich warte hier auf die andern! Auf die teilnahmepflichtigen Beisitzer! Doch Künold hörte mich nicht mehr. Er war jetzt draussen. Er spazierte drauflos, mitten durch die Nacht, wie das seine Art war.